

IRIS CLINTON

Freund der Häuptlinge



DIE GESCHICHTE ROBERT MOFFATS

Freund der Häuptlinge

Die Geschichte Robert Moffats

Der Weg Robert Moffats vom Gärtnerjungen zu einem der großen Bahnbrecher für das Christentum in Südafrika gehört zu den berühmten Geschichten aller Zeiten. Seine abenteuerlichen Trecks im Ochsenwagen durch das Veldt, seine Freundschaften mit den kriegerischen Häuptlingen der Betschuana- und Matabele-Stämme werden glänzend und spannend erzählt. So entsteht ein leuchtendes Vorbild für Mut und Glaubensstärke vor unseren Augen.

HELDEN DES GLAUBENS

herausgegeben

von Alfred Salomon

Christliche Verlagsanstalt

Konstanz



HELDEN DES GLAUBENS · BAND 1

IRIS CLINTON

FREUND DER HÄUPTLINGE

Die Geschichte Robert Moffats



CHRISTLICHE VERLAGSANSTALT KONSTANZ

*„Helden des Glaubens“ herausgegeben von Alfred Salomon
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel „Friend of the
Chiefs“ im Verlag Lutterworth Press, London, und wurde von
Alfred Salomon ins Deutsche übertragen. © Iris Clinton*

1.—8. Tausend / 1959

© Christliche Verlagsanstalt, Konstanz

Schutzumschlag: Franz Reins, Detmold

Satz und Druck: Buchdruckerei Sommer & Söhne, Feuchtwangen

Bindearbeiten: Großbuchbinderei Gebhardt, Ansbach

Printed in Germany

INHALT

1 NICHTS FÜR SCHLAPPSCHWÄNZE	7
2 AM KAP DER STÜRME	15
3 VORWÄRTS	21
4 SIE SUCHEN NEUES LAND	28
5 DES MÖRDERS BEKEHRUNG	35
6 DER REGENMACHER	44
7 DIE RETTUNG EINES KINDES	54
8 FLÖHE UND — TINTE	60
9 DIE WILDEN MATABELE	65
10 IN „LÖWENKLAUES“ KRAAL	74
11 WIEDER IN DER HEIMAT	81
12 WIEDERSEHEN MIT „LÖWENKLAUE“	86
13 DIE LETZTE FAHRT	92
KARTENSKIZZE	95

NICHTS FÜR SCHLAPPSCHWÄNZE

„Nähen? Nein, Mutter, das ist Mädchensache! Ich aber bin ein Mann!“ Robert Moffat, eben zwölf Jahre alt, warf mit einem heftigen Ruck sein dunkles Haar zurück und sah über den Tisch weg empört seine Mutter an. Sie saßen in ihrem Steinhäuschen in Schottland, es war an einem Winternachmittag gegen vier Uhr und schon recht dunkel. „Ein Mann?“ lachte die Mutter. „Nein, Robbie, du kannst ja nicht einmal über deine Nasenspitze weggucken, geschweige denn selber für dich sorgen!“

Schmollend machte sich Robert an die Arbeit, doch mit seinen Gedanken war er schon wieder im schönen Sommer. Da konnte man doch, sobald die Schularbeiten gemacht waren, mit den anderen Jungen in den Wellen des Firth of Forth schwimmen oder über die Heidemoore wandern!

Aber ein Jahr später wurde alles anders. Robert hatte die Schulzeit nun hinter sich und kam als Lehrling zu dem Gärtner Robertson. Dieser war noch ein Meister vom alten Schlag. Seine Ansicht war: Aus einem solchen Burschen kann nur dann ein ordentlicher Kerl werden, wenn man ihn hart herannimmt, zwölf Stunden täglich, und das sechs Tage in der Woche!

„Robert! Hoch mit dir, du Faulpelz, es ist schon vier Uhr! Solltest längst den Spaten in der Hand haben und umgraben!“

Robert rieb sich den Schlaf aus den Augen und gab sich Mühe, wach zu werden. War es denn wirklich schon Tag? Es war doch noch ganz dunkel! Er streifte seine Jacke über und ging zum Waschtisch. Aber das Wasser im Krug war fest zugefroren! Roberts Hände waren voller Frostbeulen. Er stampfte mit den Füßen auf, um das Blut in Bewegung zu bringen. Dann stürmte er die Treppe hinunter und hinaus in die eiskalte Winterluft. Er hatte mächtigen Hunger, aber Meister Robertson vertrat den Standpunkt, so ein Junge müsse erst mal vier Stunden arbeiten, um sich sein Frühstück zu verdienen! Nein, für „Schlappschwänze“ hatte er nichts übrig! Muskeln mußte so ein Lehrling bekommen und einen durchtrainierten Körper, dem weder Hitze noch Kälte etwas ausmachten! Nur so wurden aus diesen Burschen wirklich Kerle, die es mit der Welt und dem Leben draußen aufnehmen konnten.

Bei solcher harten Arbeit schoß Robert derart in die Höhe, daß ihm die Ärmel und die Hosenbeine bald zu kurz wurden. Todmüde taumelte er spät abends ins Bett. Aber es war seltsam: jetzt, da er die Schulzeit hinter sich hatte, wünschte er, mehr zu lernen. So nahm er sich eine abgegriffene lateinische Grammatik mit ins Bett und büffelte bei Kerzenschein, solange er sich nur wachhalten konnte. Doch bevor er die Kerze ausblies, dachte er noch an das Versprechen, das er seiner Mutter

gegeben hatte. „Vergiß nicht, Junge, jeden Abend einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift zu lesen!“ So hatte es ihm die Mutter zum Abschied ans Herz gelegt, und Robert dachte daran jeden Abend. Dann erst pustete er die Kerze aus, rollte sich in seine Decke und war im nächsten Augenblick fest eingeschlafen. Und wenn er morgens das bekannte „Vier Uhr, Robert, Zeit zum Aufstehen!“ hörte, dann meinte er, höchstens ein paar Minuten geschlafen zu haben.

Als Robert sechzehn Jahre alt war, fand er eine Stelle beim Grafen von Moray in Donibristle. Eines Abends — Robert arbeitete gerade in der Nähe des Ufers — hörte er einen Schrei: „Hilfe! Ich ertrinke!“ Robert rannte, was ihn seine Beine trugen, zum Ufer hinab, riß sich noch im Laufe die Jacke herunter und sprang ins Wasser. War das eine Strömung! Robert mußte sich mächtig anstrengen, bis er den zu Tode erschrockenen Lehrlingen heil am Ufer hatte.

Es war zwei Jahre später, als sich die Gärtner des gräflichen Gutes bei Robert einfanden, um ihm Auf Wiedersehen zu sagen. Robert sollte nämlich eine neue, noch bessere Stelle bekommen.

„Ich bin gespannt, wie es dir in England gefallen wird!“ sagte einer der Kameraden. „Es ist eine eklig lange Reise dorthin. Mein Bruder fuhr mal hin, und denk dir, er war von Greenock bis nach Liverpool volle zwölf Tage auf See!“

„Hüte dich vor den Werbern!“ ermahnte ihn einer

der älteren Männer. „Du bist groß und kräftig —, und gerade nach solchen Kerlen halten sie bei der Marine Ausschau! Tja, da können sie immer Leute brauchen, die gegen Napoleon kämpfen!“

Das kleine Schiff verließ Greenock unter einer steifen Brise. Robert hing an der Reeling, durchfroren, naß bis auf die Haut und so seekrank, daß es ihn gleichgültig gelassen hätte, wenn jetzt das Schiff mit ihm untergegangen wäre. Doch ein paar Tage drauf schien die Sonne wieder, und nun begann Robert, an dieser Reise Freude zu finden.

„Was haben Sie vor, wenn Sie an Land kommen?“ fragte der Kapitän, als sie dicht vor Liverpool waren.

„Ich will nach High Legh, Herr Kapitän. Das liegt in der Nähe des Städtchens Knutsford. Dort habe ich eine Stelle als Gärtner in Aussicht.“

„Na, das ist ein Weg von gut dreißig Kilometern“, meinte der Kapitän. „Ich werde für Sie einen Platz in der Postkutsche belegen lassen, das kostet allerdings einen Taler!“

Robert zählte seine Barschaft und schüttelte den Kopf. „Vielen Dank, Herr Kapitän, aber ein Taler? Das ist ein halber Wochenlohn. Nein, dann will ich lieber laufen!“

„Großartig eingerichtet!“ sagte Robert, als er sich in der Gärtnerwohnung des Gutes High Legh umsah. Dabei bestand die Wohnung nur aus einem einzigen Zimmer, das zwischen der Rumpelkammer und dem Geräteraum lag. Es besaß einen Tisch, eine Bank, eine Petroleumlampe und ein Bett mit aus-

geleierter Matratze und zwei Decken. Robert legte seine Bibel, die Lateingrammatik und das Mathematikbuch auf den Tisch, schob seinen Geigenkasten unter das Bett und packte seinen Sonntagsmantel, die saubere Wäsche und die Strümpfe in die Holzkiste, die mit der Postkutsche gekommen war. So, nun war er fertig eingerichtet!

Zehntausend Kilometer weit weg war im gleichen Augenblick ein anderer Mann dabei, sich gerade in seiner neuen Hütte einzurichten. Sein Besitz bestand aus einem groben Tierfell, ein paar Glasperlen und einem Taschenmesser. Robert Moffat, der schottische Gärtner, und „Afrikaner“, der Hottentotten-Häuptling, diese beiden Männer ahnten nicht, daß sie sich später einmal begegnen sollten. Und doch begann für Robert Moffat der Weg, der ihn zu Afrikaner führen sollte, in Liverpool.

Und das kam so: Eines Tages besuchte ihn ein anderer Gärtner in High Legh, der von Roberts Narzissen gehört hatte. „Sie haben die schönsten Blumen, die ich hier je gesehen habe!“ staunte er. Doch dann, als er sich verabschiedete, sagte er: „Übrigens, wir haben da am Sonntag einen großen Festgottesdienst in unserer Kirche. Wollen Sie nicht kommen?“

Dieser Gottesdienst war der erste Schritt auf dem Weg, den Robert gehen sollte. Natürlich hatte Robert schon auf der Schule in Schottland seinen Katechismus gelernt. Ein Vergnügen war das aber nicht gewesen, weil der Lehrer ihn mit einem Riemen zu schlagen pflegte, wenn er mal falsche Ant-

worten gab. Jetzt aber entdeckte Robert, daß der Herr Jesus ihm, diesem Robert Moffat, ganz persönlich etwas zu sagen habe. Und Robert gelobte, daß er von nun an den Herrn mit ganzem Herzen lieben, ihm treu bleiben und ihm dienen wolle!

„Alle Menschen sind Gottes Kinder“, hielt ihm sein neuer Freund vor. „Aber es gibt leider viele Tausende, die noch nie etwas von Gott gehört haben.“ Daran mußte Robert oft denken, wenn er seine Hecken stutzte oder die Rosen verschnitt. Und er dachte darüber nach, wie diese Menschen wohl sprächen und wie sie aussehen mochten.

Zur gleichen Stunde befand sich der Häuptling Afrikaner auf dem Kriegspfad. Er mordete alles, was ihm Widerstand leistete, brannte Negerdörfer nieder und schleppte Männer, Frauen und Kinder in die Sklaverei.

Doch davon wußte Robert Moffat damals noch nichts.

Eines Tages sah Robert ein Plakat, das an einer Hauswand hing. Es zeigte ein Missionsfest an, aber das Datum verriet, daß dieses Fest schon stattgefunden hatte. „Schade!“ sagte Robert. „Wenn ich’s zur rechten Zeit gewußt hätte, wäre ich hingegangen.“

Dann kam ihm ein Gedanke: Ich werde den Pfarrer aufsuchen! Sein Name steht ja dort auf dem Plakat. Pastor W. Roby. Ich will ihm sagen, daß mein Herz für die Mission schlägt. Vielleicht kann er mir sagen, was ich zu tun habe?

Als Robert das Haus des Pfarrers verließ, da war

es für ihn eine ausgemachte Sache, daß er Missionar werden müsse. „Zunächst werden Sie noch studieren und Ihr Examen ablegen müssen“, hatte Pastor Roby gesagt. Und Robert hatte zugestimmt. Er gab sogleich seinen Posten als Obergärtner auf und nahm eine andere Stelle in Manchester an. Wenn er hier auch weniger verdiente, so gewährte ihm doch Herr Smith, der nun sein neuer Brotherr war, einen freien Sonnabend, so daß Robert tüchtig lernen und sich auf sein Examen vorbereiten konnte. Mary, Herrn Smiths Tochter, interessierte sich lebhaft für Roberts Pläne. Darum sagte Robert eines Tages: „Wie schön wär's, wenn du mit mir kommen könntest, Mary!“

„Ich möchte schon, Robert. Aber Vater meint, wir werden dich, wenn du nach Afrika gehst, nie wiedersehen. Sollten dich nicht die Wilden umbringen, dann werden dich die Löwen fressen oder du wirst in der Wüste umkommen. Darum will Vater mich nicht mit dir gehen lassen. Er sagt, es sei schon schlimm genug, dich zu verlieren. Und er will nicht auch noch mich beklagen. Schließlich bin ich doch seine einzige Tochter.“

„Ich verstehe ihn, Mary. Doch vielleicht wird Vater dich freigegeben, wenn es mir gelingt, dir dort ein Heim zu schaffen?“

„Wir wollen es hoffen“, erwiderte Mary. „Auf jeden Fall komme ich mit nach London, um dich dort zu verabschieden.“

Schon in Manchester fand ein großer Abschiedsgottesdienst für die jungen Missionare statt, die im Auftrag der Londoner Missionsgesellschaft hinaus-

ziehen sollten. Doch der feierliche Aussendungs-Gottesdienst in London war noch eindrucksvoller. Robert Moffat, nun ein hochgewachsener junger Mann von zwanzig Jahren, stand mit vier anderen, die wie er selber nach Afrika gehen sollten, und noch vier Missionaren, die in die Südsee gingen, vor dem Altar. Einer von denen, die in die Südsee fuhren, war John Williams, der später von den Kannibalen der Insel Erromanga erschlagen wurde.

Der amtierende Geistliche übergab jedem eine Bibel: „Liebe Brüder, geht, wie der Herr es befohlen hat, hinaus in alle Welt, lehret alle Völker und tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!“

Feierlich gelobte Robert mit den andern: „Amen, so wahr mir Gott helfe!“

Wenige Tage später — am 20. Oktober 1816 — lichtete die „Alacrity“ die Anker und ging mit ablaufender Ebbe in See. An Bord befand sich Robert Moffat mit dem ausdrücklichen Auftrag, der Mission in Afrika neue Wege zu öffnen.

AM KAP DER STÜRME

„Puh, ist das heiß!“ Robert wischte sich mit einem großen Handtuch den Schweiß vom Gesicht. Sechsendachtzig Tage hatte der Segler für die Reise von England nach Südafrika gebraucht. Es war Januar, als Moffat in Kapstadt an Land ging, und das ist dort Hochsommerzeit.

Er sah sich um: Dort lag das Fort, von der Ostindien-Gesellschaft erbaut. In seinem Grundriß stellte es das Wappen der Ostindien-Gesellschaft dar, einen fünfzackigen Stern. Dahinter türmte sich der Tafelberg empor mit seinem eigenartigen flachen Gipfel.

„Sehen Sie nur“, lachte der Freund, der gekommen war, den neuen Missionar in Empfang zu nehmen, „Ihnen zu Ehren hat der alte graue Berg ein neues Tischtuch aufgelegt!“ Und Moffat betrachtete nachdenklich die weiße Wolke, die tatsächlich wie ein Tischtuch über dem flachen Berge lag.

Als sie die Straße entlanggingen, betrachtete Moffat aufmerksam die einstöckigen Häuser, die mit Schiefer oder auch mit Rohr gedeckt waren. Die Gärten davor leuchteten in einer wahren Blütenpracht. Er sah, wie braunhäutige Menschen da arbeiteten, und bemerkte auch eine hochgewachsene Eingeborenenfrau mit leuchtendem Turban, die

ein Europäerkind, das eben laufen lernte, am Gängelbände führte.

„Sind das alles Sklaven?“ wollte er wissen.

„Natürlich! Wir alle haben hier eingeborene Diener, und die meisten sind Sklaven.“

Robert atmete auf, als sie in ein Gartentor bogen und sich auf der kühlen Steinbank im Schatten grünen Weinlaubs niederließen. Ein Diener brachte einen Tisch und frische Früchte heraus. „Kosten Sie nur!“ ermunterte ihn sein Gastgeber. „Die Früchte sind soeben gepflückt und erfrischen.“

Robert war so lange Wochen auf See gewesen, daß er noch immer das Gefühl hatte, der Boden schwanke unter ihm. Doch er mochte nicht lange stillsitzen. Es gab zu viel Neues hier zu sehen!

„Vorwärts! Vorwärts!“ Er hörte den Ruf und zugleich das Knallen einer Peitsche. Ein Knirschen und Knarren, dann rumpelte ein Wagen daher, gezogen von sechzehn mächtigen, rotbunten Ochsen. Ihre geschwungenen Hörner und hochbuckligen Rücken gaben ihnen ein majestätisches Aussehen. Sie stampften auf dem Fahrweg daher und zogen den großen, mit einer Plane gedeckten Wagen.

Abends schrieb Robert an Mary, was er hier Neues erlebt hatte. „Es gibt hier viele Eingeborene“, berichtete er, „doch ich soll das Evangelium der Horde des Hottentottenhäuptlings Afrikaner verkünden. Der aber lebt weit draußen am Rande der Kolonie. Man sagt, er sei ein Mordbrenner. Ja, der Gouverneur hat sogar einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt! Bete, Mary, daß ich das Herz dieses Wilden für Christus gewinne!“

Moffat mußte acht Monate in Kapstadt warten, bis ihm der Gouverneur die Erlaubnis erteilte, in das Grenzgebiet der Kolonie zu Afrikaner aufzubrechen. Moffat nutzte die Zeit, um die Burensprache zu erlernen, und machte dabei die Entdeckung, daß es seiner schottischen Zunge leicht fiel, die holländischen Worte richtig auszusprechen. Auch machte sich Robert inzwischen mit dem Sattel vertraut und ritt öfter aus, um abgelegene Farmen zu besuchen. Sein Gepäck war leicht: eine Wasserflasche, Tagesproviand, eine Decke und — die Bibel.

Gras, das so hoch war, daß es bis an den Sattel reichte, glitt raschelnd zur Seite, wenn das Pferd sich seinen Weg bahnte. Leichtfüßig sprangen Springböcke auf und wirbelten Staub und Kieselsteine empor, wenn sie sich in Sicherheit brachten. Einmal hörte er auch das tiefe Brüllen eines Löwen. Wenn er sich einem Farmhaus näherte, dann ritt er zwischen Mais- und Kürbisfeldern dahin, oder durch Plantagen von Pfirsichen und Aprikosen. Fast immer standen schon der Farmer und seine Familie wartend vor der Tür, wenn Robert heranritt. Es kam ja nicht selten vor, daß man hier draußen drei Monate lang kein weißes Gesicht zu sehen bekam. Ja, und dann saß Moffat bald mit den einsamen Farmern bei gebratenem Hammel, Kürbissen aus eigener Ernte, Süßkartoffeln oder Mais, goldgelbem Eierkuchen oder einer köstlichen Pastete. Und wenn er sich's schmecken ließ, dann sagte wohl die Farmersfrau: „Alles, was wir brauchen, kommt bei uns vom eigenen Hof!“

Einer der Farmersöhne bot Moffat etwas an, was beinah wie ein dunkler, zusammengedrehter Strick aussah. „Vielen Dank!“ wehrte Robert ab. „Aber ich kaue keinen Tabak.“

Piet lachte: „Mynheer Moffat meinen, das sei Kautabak? Bewahre! Biltong ist das, Dörrfleisch!“

„Sie werden es bei Ihren Reisen hier im Lande noch oft nötig haben, sich ausreichend mit Biltong zu versorgen“, nickte der Farmer. „Wenn Sie ein Wild erlegt haben, dann schneiden Sie das Fleisch in schmale, lange Streifen, um es an der Sonne knochentrocken werden zu lassen. Unterwegs haben Sie dann immer etwas zu kauen. Das Zeug vertreibt tatsächlich den Hunger und stellt eine sehr nahrhafte Kost dar.“

Auf einem Tisch, der mit einem blütenweißen Tuch gedeckt war, hatte eine dicke holländische Bibel ihren Ehrenplatz. Als es dunkelte, reichte der Farmer mit andächtigem Gesicht Robert Moffat die Bibel, seine Söhne und Töchter aber nahmen erwartungsvoll um ihn Platz. „Wir wollen heute für unsere kleine Hausgemeinde einen richtigen Gottesdienst halten“, sagte der Alte. „Mynheer, würden Sie so gut sein, einen Schriftabschnitt zu lesen und über ihn zu predigen?“

Nachdenklich blickte Moffat auf die Buren, die ihn gespannt ansahen. Die Männer und Frauen fielen ihm ein, die er auf den Feldern, in der Küche und auf dem Hof gesehen hatte.

„Wo sind die Diener?“ fragte er.

Verblüfft starrte der Farmer ihn an. Nun ja, dieser Moffat war noch ein junger Mensch, nur wenige

Jahre älter als Piet, des Farmers jüngster Sohn. Er war zudem ein Fremder und noch nicht vertraut mit den Bräuchen hierzulande.

„Sie meinen die — Hottentotten?“ stieß der Farmer hervor. „Na, hören Sie mal, junger Mann, warum wollen Sie dann nicht gleich auch die Hunde oder die Paviane herbeiholen? Diese Hottentotten sind nämlich nicht gescheiter als Hunde oder Affen! Sie würden von Ihrer Predigt nicht mehr begreifen als die Paviane!“

Einen Augenblick überlegte Moffat, was er darauf antworten solle. Doch dann schlug er die Bibel auf. Wo stand doch die Geschichte? Ach ja: Matthäus Kapitel 15! Und schon las Moffat die Geschichte vor von dem Gespräch Jesu mit dem kananäischen Weibe: „Und doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tisch fallen. — So sprach das kananäische Weib zu Jesus.“

„Halt!“ rief der alte Farmer. „Piet, geh hinaus und hol die Hottentotten herein!“ Er klopfte Moffat auf die Schulter: „Junger Freund, da haben Sie es verstanden, auf einen groben Klotz einen groben Keil zu setzen! Ich gebe mich geschlagen, Sie haben nur allzu recht! Das Evangelium ist auch für die Hottentotten da.“

Es war für Moffat ein erregender Augenblick, als er seinen Wagen bestieg und das Zeichen zum Beginn des weiten Trecks gab: „Vorwärts! Zum Kraal des Mordbrenners Afrikaner!“

Er wußte jetzt, wie man ein Wagenrad repariert und wie man die Ochsen an- oder abspannt;

er verstand zu schießen und feldmäßig zu kochen und konnte sich auch in der Sprache der Buren verständlich machen.

Als sie zum ersten Nachtlager ausspannten und Moffat eine Tasse Kaffee trank, den er am Lagerfeuer aufgebrüht hatte, da blickte er dankbar zum samtschwarzen, sternensäten Himmel Afrikas empor. Wie glücklich fühlte er sich, daß er nun endlich unterwegs war!

Die Eingeborenen waren eben dabei, sich zum Schlaf am Lagerfeuer fertig zu machen, da hörten sie einen ihnen unbekanntem Klang. Lauschend richteten sie sich auf. Aus dem Planwagen kam der kraftvolle Gesang einer tiefen Baßstimme:

„Wach auf, mein Herz, und singe
dem Schöpfer aller Dinge,
dem Geber aller Güter,
dem frommen Menschenhüter!“

Moffat sang das Lieblingslied seiner Mutter. Und er dachte daran, daß jetzt wohl seine Mutter und auch Mary Smith die Hände für ihn falteten. Da betete auch er: „Erhalte mich, Herr, im rechten, fröhlichen Glauben!“

VORWARTS!

„Er wird Ihnen bei lebendigem Leib das Fell über die Ohren ziehen und dann aus Ihrer Haut eine Trommel machen!“ Der Missionswagen hielt vor einem Farmhaus, um frisches Wasser zu fassen. „Wo wollen Sie denn hin?“ hatte der Farmer gefragt.

„Zu Afrikaners Kraal“, hatte Moffat zur Antwort gegeben.

„Mann, Sie wissen nicht, was Sie sich da vorgenommen haben! Afrikaner hat meinen Bruder erschossen!“

„Und mir schoß er meine beiden Söhne tot!“ setzte ein anderer hinzu. „Kehren Sie um, Herr. Sie sind noch zu jung, um zu sterben.“

„Gott rief mich auf diesen Weg“, sagte Moffat schlicht. Die Ochsen waren getränkt, die Krüge gefüllt, und Moffat hatte sich an einer Tasse Kaffee erfrischt, die ihm die Farmer gereicht hatten.

„Vorwärts!“ rief er, und der Wagen rollte weiter in einer dichten Wolke von gelbem Staub.

Wenn ich nur einen einzigen Grashalm sehen könnte, dachte Moffat. Doch da gab es nichts als Sand und immer wieder nur Sand. Sogar die verdorrten Dornbüsche waren mit feinem Staub be-

deckt. Die Flußrinnen lagen trocken, angefüllt mit steinigem Geröll. Nirgends gab es auch nur einen Tropfen Wasser.

Sie waren nun wohl schon fünfhundert Kilometer durch die wüste Einöde dahingekrochen. Immer wieder mußte Moffat an das denken, was ihm ein alter Missionar über Afrikaner erzählt hatte: wie ein Bure ihn einst betrogen und hinterlistig getäuscht hatte, wie Afrikaner aus dieser bitteren Erfahrung zum Banditen geworden war, um sich zu rächen. Afrikaner pflegte seine Opfer an Pfähle zu binden, damit die Ameisen und Termiten sie fräßen. Afrikaner hatte die Missionsstation Warm-Bath in Brand gesteckt und zerstört. Wie würde er sich nun wohl zu dem neuen Missionar stellen?

Um der Sonnenglut zu entgehen, reisten sie meist nachts. Das aus sechzehn Ochsen bestehende Gespann zerrte den Wagen durch knietiefen Sand. Schließlich sanken die schweren, mit eisernen Felgen gefaßten Räder bis an die Naben in den Treibsand. Man saß fest! Die Ochsen legten sich in die Sielen, die Hottentotten brüllten und ließen ihre langen Peitschen über die Flanken der Tiere fliegen, Moffat stemmte sich mit der Schulter in die Speichen und wuchtete, daß er meinte, alle Muskeln müßten bersten. Umsonst, der Wagen hing fest.

Die Ochsen legten sich in ihrem Geschirr nieder. Sie keuchten vor Hitze und Durst. War dies das Ende? Sie machten die Tiere frei. Der Sand war so heiß, daß er den Ochsen sogar ihre harten Hufe verbrannte. Die Tiere drängten sich gegeneinander,

um eins im Schatten des andern Schutz zu suchen vor der Sonne. Sie brüllten vor Schmerz, sobald sie ihre Hufe in den glühenden Sand setzten.

Moffat war so erschöpft, daß er sich am liebsten neben den Ochsen zu Boden geworfen hätte. Doch er durfte es nicht zulassen, daß die Tiere vor Durst eingingen. Sie mußten Wasser bekommen, mußten! Er ergriff einen Spaten und ging in die Wüste hinein, irgendwohin.

„Ich muß nach Wasser graben!“ sagte er sich. Der Schweiß rann ihm über den Leib, als er zwischen den Dünen den Spaten in den lockeren Sand stieß. Er grub, einen Meter tief, noch einen halben — „Achtung!“ Er vernahm den Warnschrei und fand gerade noch Zeit, zur Seite zu springen, als sich auch schon einer der Ochsen, vor Durst fast wahnsinnig, in das eben gegrabene Loch stürzte. Hatte er Wasser gewittert? Gerade, bevor das Loch einbrach, hatte Moffat auf dem Grunde ein klein wenig trübes Wasser erkannt! Die anderen Ochsen trabten herbei, bald war das Loch unter ihren wuchtigen Tritten zerstampft.

Moffat ließ sie forttreiben und begann erneut zu graben.

Es war einige Wochen später. Braunhäutige Männer tauchten plötzlich auf und kamen zum Wagen heranstolziert. Sie trugen Lendenschurze aus Leopardenfell, und die Affenschwänze, mit denen sie geschmückt waren, hüpfen und tanzten, als die Krieger schreiend heransprangen. Es sieht so aus, als wenn sie mir Angst einjagen wollen, dachte

Moffat. Anscheinend sind wir jetzt in der Nähe von Afrikaners Kraal.

Der Ochsentreiber war erschrocken, doch Moffat trieb ihn mit einem aufmunternden „Vorwärts!“ weiter.

Nun tauchte vor ihnen eine Gruppe bienenkorb-ähnlicher Hütten auf. Die mit Affenschwänzen gezierten Krieger tanzten noch immer vornweg, als der Wagen jetzt zum Halten kam. Des Häuptlings Bruder, Titus der Scharfschütze genannt, führte den Wagen ein Stück zur Seite und meldete: „Der Häuptling wird dich später empfangen!“

Eine Stunde darauf kam Afrikaner aus seiner Hütte. Er musterte den neuen Missionar von Kopf bis Fuß. „Du bist jung“, sagte er endlich, „und das ist gut. Denn nun wirst du imstande sein, lange bei meinem Stamm zu bleiben.“

Dann rief Afrikaner einen Befehl, und sogleich stürzten die Frauen des ganzen Stammes herbei. Sie trugen nur Lendenschurze, die aus Fellen bestanden und mit Tiersehnen zusammengenäht waren. Sonst waren sie nackt. Sie hatten keine Ahnung, was Seife sei, und ihre Schurzfelle waren noch nie gereinigt worden. Unwillkürlich drehte Moffat das Gesicht zur Seite, um dem Geruch der Wilden zu entgehen. Doch rasch riß er sich zusammen: Du bist hergekommen, um ihnen von Gottes Liebe zu erzählen! Dann darfst du dich nicht von ihrem Duft stören lassen!

Die Frauen schleppten lange, bemalte Stangen herbei, stießen sie in einem Kreis in die Erde und banden sie oben zusammen. Dann wurde das aus den

Stangen errichtete Gerüst mit Grasmatten belegt. Es hatte keine halbe Stunde gedauert, und schon war da eine zuckerhutförmige Hütte entstanden. Das neue Missionshaus war fertig!

Afrikaner machte sich in aller Ruhe ein Bild über den neuen Missionar. Er beobachtete ihn, als einmal ein paar kämpfende Ochsen nachts seine Hütte eingedrückt hatten. Und Afrikaner war davon beeindruckt, daß Moffat weder schalt noch schimpfte, sondern sich ganz ruhig daran machte, den Schaden wieder auszubessern.

Fleisch war rar, und die Eingeborenen verstanden es auch nicht, Korn oder Gemüse anzubauen. Afrikaner sah, wie der dunkelhaarige Mann mit dem schwarzen Bart abmagerte und Tag für Tag den Leibriemen enger zog, weil er — genau wie Afrikaners Leute — Hunger litt. Doch Moffat ließ keine Klage hören. Abends nahm er seine Geige, setzte sich auf einen flachen Stein neben der Hütte und spielte die altvertrauten Choräle oder sang ein Abendlied.

Nach und nach faßte der Häuptling Vertrauen zu ihm. Moffat holte die Kinder zusammen und begann, sie zu unterrichten. „Sie würden besser lernen, Häuptling, wenn sie sauber wären! Sie sind ja ganz zerschunden und über und über mit Geschwüren bedeckt.“

„Dann wollen wir sie mal waschen!“ meinte Afrikaner. Sie führten wohl hundert Kinder hinab zur Quelle und schrubbten sie sauber. Doch sollte man jetzt die kleinen Kerle wieder in ihre schmutzigen Schurzfelle stecken?

„Wir müssen also auch ihre Kleider reinigen“, entschied der Häuptling. Und wieder machten sie sich an die Arbeit und brachten es den Kindern bei, wie man Felle und Decken säubert.

Wäre doch Mary hier, dachte Moffat. Sie würde ihnen baumwollene Kittel und Hemdchen nähen. Wieviel besser ließen die sich waschen als diese speckigen, dreckigen Felle!

„Auch ich will Unterricht haben“, wünschte eines Abends der Häuptling. Afrikaner beherrschte die holländische Sprache, und nun brachte ihm Moffat auch das Lesen bei. Er benutzte dafür seine holländische Bibel. „Das hier ist eine großartige Sache“, sagte der Häuptling, als er sich Seite für Seite durch das Neue Testament arbeitete. „Weißt du, mein Kopf ist so klein, und diese Geschichten sind so groß! Sieh mal, da sagt der Herr Jesus: ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich!‘ Bete für mich, daß auch ich diesen Weg erkenne und ihm folge!“

Afrikaner und sein Stamm litten oft Hunger. Denn nur Dornbüsche wuchsen auf dem steinigen Sandboden. Die wenigen Schafe waren mager und dürr, und die halbverhungerten Rinder gaben kaum Milch.

„Habt ihr denn keinen andern Ort finden können, an dem ihr euch hättet ansiedeln können?“ fragte Moffat. „Einen Platz, wo Korn wachsen würde und wo ihr auch genügend Wasser hättet?“

„Ich habe gar so viele Feinde, mein Vater“, erwiderte der Häuptling. „Ich darf es gar nicht wagen,

weit umherzustreifen. Aber würde mich wohl Mynheer mit seinem Wagen begleiten?“

„Ich wollte schon“, gab Moffat zurück. „Aber ein Eisenreifen ist zersprungen und muß repariert werden. Doch wenn du zwei Ziegen schlachten und ihr Fell weich gerben lassen wolltest, dann könnte ich versuchen, daraus ein paar Blasebälge herzustellen, um den Eisenreifen im Feuer glühend zu machen und wieder zusammenzuschmieden.“

Der Häuptling staunte nicht schlecht, als er sah, wie das Eisen in der zischenden Flamme weiß glühte. Die Blasebälge fauchten, und Moffat schwang schweißüberströmt den schweren Hammer.

Nachdem der Wagen wieder fahrbereit war, traf Moffat die letzten Vorbereitungen für die Reise. Hosenbeine und Ärmel waren ihm wieder einmal zu kurz geworden, weil er noch immer gewachsen war.

„Mutter, du hast doch recht gehabt, als du mir damals das Nähen beibrachtest“, lachte er, als er vor seiner Hütte auf einem Stein saß und die Löcher flickte, die ihm die Dornen in sein Hemd gerissen hatten.

Diese erste Erkundungsfahrt und noch manche andere blieben ohne Erfolg. Doch dann kam eine, die Moffat nie vergaß.

SIE SUCHEN NEUES LAND

Nördlich von Vredeberg, dem Kraal des Häuptlings, fanden sie kein Land, auf dem der Stamm sich hätte ansiedeln können. Da entschloß sich Moffat nachzuforschen, wie es im Osten stünde.

„Vielleicht gibt es irgendwo zwischen hier und Griquatown geeignetes Land, wo ihr in Frieden leben könnt“, sagte er zu Afrikaner. Moffat nahm Jantje Vanderbyl mit, einen erfahrenen Pfadfinder, der mit der Wüste vertraut war, dazu zwei Brüder des Häuptlings und dessen Sohn Jonker. Sie verfügten über acht Pferde. Jeder Mann hatte eine Decke aus Schafsfell bei sich, ein sogenanntes Karoß. Essen nahmen sie nicht mit. Sie wollten sich unterwegs von der Jagd ernähren oder Lebensmittel von den Eingeborenen einhandeln.

Ihr Weg führte sie zunächst am Oranjefluß entlang, der sich in unzähligen Schlingen durch die von Dorn- und Mimosengebüsch übersäte Wüste wand. Sie ritten dabei möglichst bei Nacht. Es war nicht leicht, sich durch das Dornestrüpp den Weg zu bahnen. Mancher Fetzen Stoff und manches Stück Haut blieb an den Dornen hängen.

Eines Nachts lagerten sie auf einer Sandbank. Sie hatten nicht gewagt, ein Feuer anzuzünden, weil sie befürchteten, Buschmänner könnten sich — mit

giftigen Pfeilen und Blasrohren bewaffnet — im Dickicht verborgen halten. Der Nachtwind pfiff kalt, und sie froren, da sie ihre Schafspelze bei den Pferden gelassen hatten.

Moffat begann sich in den Sand zu wühlen. Er kuschelte sich tief hinein, bis nur noch der Kopf herauschaute.

„Ah, das tut gut“, sagte er lachend. „Jetzt liege ich warm und bequem.“ „Und wenn Löwen kommen?“ fragte einer der andern. „Löwen sind nicht scharf auf Köpfe, wenn sie ganze Menschen fressen können!“ schmunzelte Moffat. Und gleich danach war er fest eingeschlafen.

Obwohl der Fluß noch etwas Wasser in seinem Bett führte, war doch das Land an beiden Ufern von der Sonne ausgedörnt und so glühend heiß wie ein Ofen. Sie waren den ganzen Morgen über die versengte Ebene geritten. Am frühen Nachmittag bemerkte Moffat einen kleinen Tümpel, stieg ab und beugte sich nieder, um zu trinken. Kaum daß er das Wasser im Munde hatte, empfand er einen fremdartigen Geschmack. Nun erst sah er, daß sich rund um den Pfuhl ein aus Ästen roh zusammengesteckter Zaun zog, und begriff, daß er eine Buschmann-Falle vor sich hatte. Die gnomenhaften Buschmänner, die in der Wüste wohnen, hatten das Wasser mit Wurzeln und Pflanzenzwiebeln vergiftet, um Tiere, die hier zur Tränke kamen, zu lähmen. In diesem Augenblick sah Moffat auch schon einen winzigen Buschmann, der im vollen Lauf dahergestürzt kam. Mit erschrockenem Ge-

sicht zog er Moffat vom Wasser fort. Moffat hatte das Gefühl, als schwellte sein ganzer Körper an. Sein Puls raste. Er war zu schwach, um zu stehen. Andere Buschmänner kamen. Sie stießen schnalzende und grunzende Laute aus, um ihr Mitgefühl zu zeigen. Moffat gab sich alle Mühe, mit einem Lächeln auf ihre Besorgtheit zu antworten. Als sie ihn lächeln sahen, sprangen sie vor Freude auf und schnatterten noch lebhafter durcheinander.

Am nächsten Tage hatte sich die Wirkung des Giftes verloren. Moffat gab den Buschmännern, als sie ihn verließen, etwas Tabak, und sie tanzten vor Entzücken um ihn herum.

Ich wollte, ich könnte ihnen in ihrer Sprache von dem Herrn erzählen, der gekommen ist, um zu suchen und selig zu machen, die verloren sind, dachte Moffat. Aber ich kenne leider kein einziges Wort ihrer Sprache, und sie wieder können mich nicht verstehen.

Ein paar Tage später verließen sie das Flußbett des Oranje und ritten geradewegs auf die Missionsstation Griquatown zu. Sie befanden sich jetzt in völlig unerforschtem Gebiet. Sie hatten gerade noch einen Mundvoll Fleisch für jeden und beschlossen, dies für den nächsten Tag aufzusparen. Weil sie keine Wasserbehälter bei sich hatten, machte Moffat es den Eingeborenen nach und trank auf Vorrat so viel Wasser, wie er nur konnte. Das stillte für den ganzen kommenden Tag den Durst und ließ ihn überdies das Hungergefühl vergessen.

Gegen Abend kamen sie an eine verlassene Hütte.

Die Fährten von Schakalen und Hyänen führten hinein und heraus. Vom fernen Fluß her kam das Brüllen der Flußpferde durch die stille Nacht. Doch die Männer waren zu müde, um darauf zu achten.

„Vor dem Einschlafen wollen wir unser Abendlied singen“, sagte Moffat, und sie stimmten zusammen an:

„Komm, o komm, du Geist des Lebens,
wahrer Gott von Ewigkeit,
deine Kraft sei nicht vergebens,
sie erfüll uns allezeit;
so wird Geist und Licht und Schein
in dem dunklen Herzen sein.“

Am nächsten Abend konnten sie vor Durst und Hunger kaum noch weiter. Vanderbyl und Moffat befanden sich an der Spitze. Sie blickten sich um und sahen die drei andern dort hinten zusammenstehen.

„Sie stecken sich wohl ihre Pfeifen an. Nun, sie werden uns schon wieder einholen“, meinte Vanderbyl und ritt mit Moffat weiter. Eine Weile später hielten sie an und riefen, aber alles blieb still. Sie gaben ein paar Schüsse ab, doch kam keine Antwort aus der Ferne. Nur ein Löwe ließ sich ganz in der Nähe hören.

Sie rannten zu ihren Pferden, saßen auf und preschten zu der Steilwand des Hügels hin, von wo aus sie vielleicht den Löwen mit Steinen würden abwehren können. Doch das Felsband war zu schmal, als daß sie dort hätten festen Stand

fassen können. Die Pferde gingen ihnen durch und jagten angstgetrieben den Weg zurück, der Löwe auf ihrer Fährte hinterher. Die zackigen Klippen, das wütende Grunzen eines alten Pavians —, das alles gab dem Geschehen etwas Unheimliches.

Sie ritten Stunde um Stunde. Endlich erreichten sie einen kleinen Hügel. Sie waren am Ende und konnten nicht weiter. Sie knieten nieder, dankten Gott für ihre Rettung und legten sich dann nieder, wobei sie den Sattel als Kopfkissen benutzten. Mochte der Löwe in der Ferne brüllen, sie schliefen fest und traumlos.

Am nächsten Morgen erstieg Moffat den Hügel, um nach Wasser auszuschaun. Doch er erblickte ringsum nur das von der Sonne ausgeglühte weite Land. Als er wieder abstieg, mußte er husten, und sogleich umringte ihn eine Horde riesiger Paviane. Sie grunzten, fletschten die Zähne und sprangen ihm nach von Stein zu Stein. Wütend schüttelten sie das lange Kopfhaar und bleckten ihre widerlich scharfen Gebisse. Jeden Augenblick konnten sie zum Angriff übergehen! Sollte Moffat versuchen, sie mit scharfen Schüssen abzuwehren? Er wagte es nicht, wußte er doch, daß sich die ganze Meute, sobald er nur einen verwundete, auf ihn stürzen und ihn in Stücke reißen würde. Sie folgten ihm bis an den Fuß des Berges. Ein besonders großer Pavian streckte einmal sogar seine Hand aus und faßte nach Moffats Hut.

Vanderbyl hielt mit den Pferden am Fuß des Hügels. Moffat konnte nicht sprechen, Kehle und Lippen waren ihm wie verdorrt. Mit Zeichen gab er

dem Kameraden zu verstehen, daß er kein Wasser habe finden können.

Langsam setzten sie ihren Weg fort. Oft meinten sie, vor ihren Augen das klare Wasser eines lieblichen Sees glitzern zu sehen. Bäume spiegelten sich in der klaren Flut. Kleine Buchten und Inseln tauchten auf. Ja, einmal vermeinte Moffat sogar, ein Boot zu erkennen, das sich auf dem Wasser fortbewegte. Sie trieben ihre Pferde an. Wasser! Doch nach stundenlangem Ritt mußten sie niedergeschlagen erkennen: Es war eine Fata Morgana gewesen, eine Luftspiegelung über dem glühenden Sand!

Zwei Tage danach kamen sie in der Missionsstation Griqatown an. Sie waren nicht mehr in der Lage zu sprechen, halbverhungert und vom Durst ausgebrannt. Erstaunt starrte Missionar Anderson auf die beiden Gestalten, die da staubüberkrustet und schweißüberströmt vor seiner Tür standen. Sie konnten sich nur durch Zeichen verständlich machen. In fliegender Eile bereitete die Missionsfrau Kaffee und einen kleinen Imbiß. Drei Tage lang hatten die Verirrten nichts gegessen.

Einige Tage später fanden sich auch die drei anderen auf der Missionsstation ein.

Moffat war glücklich, sich endlich wieder einmal in seiner Muttersprache unterhalten zu können. Nicht minder freute er sich, als er sah, mit welcher Aufmerksamkeit die Missionsgemeinde den Worten ihres Hirten lauschte.

„Ich überbringe euch Grüße von euren christlichen

Brüdern in Afrikaners Kraal“, sagte Moffat. „Auch die Griqas dort haben ihren Herrn Jesus lieb gewonnen.“

Missionar Anderson nahm Moffat mit zum Kuruman-Fluß. „Es gibt dort eine klare Quelle, die nie versiegt“, berichtete er. „Die Eingeborenen nennen sie ‚Das Auge des Kuruman‘.“

„Das wäre doch ein guter Platz für eine neue Missionsstation“, bemerkte Moffat.

„Daß ich hier bei Ihnen habe sein dürfen, hat mich an Leib und Seele gestärkt“, sagte er, als es an das Abschiednehmen ging.

„Gott halte seine Hand über Ihnen allen!“ riefen die Andersons und winkten ihnen nach.

DES MÖRDERS BEKEHRUNG

„Wie wär's, wenn du mit mir nach Kapstadt rittest?“ fragte eines Tages Moffat den Häuptling. Der Erkundungsritt, den Moffat nach Griquatown unternommen hatte, lag nun einige Wochen zurück. Afrikaner war nicht dazu zu bewegen, seinen Stamm an der Kuruman-Quelle anzusiedeln. Einen anderen zur Ansiedlung geeigneten Platz hatte aber Moffat nicht finden können. „Du wirst mit deinem Stamm zugrunde gehen, wenn es dir nicht gelingt, die Unterstützung der Kolonial-Verwaltung zu erlangen. Solange du aber ein Ausgestoßener bist, besteht keine Möglichkeit, mit Kapstadt zu verhandeln. Es gibt übrigens noch einen andern Grund für eine solche Reise.“

Afrikaner sah ihn in sprachlosem Erstaunen an. „Mynheer, ich hielt dich für meinen Freund! Und jetzt willst du mich in Kapstadt am Galgen baumeln sehen? Vergiß nicht: da ist ein Preis von tausend Talern auf meinen Kopf gesetzt!“

„Du hast mich nicht ausreden lassen“, erwiderte Moffat ruhig. „Der zweite Grund für die Reise, den ich gerade nennen wollte, ist dieser: Ich habe nach Kapstadt berichtet, daß der Häuptling Afrikaner ein Christ geworden ist und nicht mehr plündert oder gar mordet. Und nun wollen sie mir das nicht

glauben! Du mußt mit mir nach Kapstadt gehen, um ihnen die Wahrheit zu beweisen. Erst wenn sie dich sehen, werden sie es glauben.“

Afrikaner schwieg lange in Gedanken. Endlich erhob er sich und sagte: „Mynheer, ich muß mir das noch gründlich überlegen. Bitte Gott, daß er mich richtig entscheiden läßt!“

Drei Tage lang wurde im Kraal das Für und Wider einer solchen Reise lebhaft erwogen. Einige Ältere waren ernsthaft verärgert: „Erst hast du unseren Häuptling zum Christentum bekehrt, und dann willst du ihn nach Kapstadt schleppen, wo man ihn hängen wird! Nein, das ist nicht recht, Vater!“ Schließlich kam Afrikaner selbst in Moffats Hütte. „Ich will mitkommen“, sagte er, „denn so ist es Gottes Wille.“

Moffat legte seine Hand auf des Häuptlings Schulter. „Das ist der tapferste Entschluß, den du je gefaßt hast. Und nun wollen wir die Einzelheiten besprechen!“

Moffat war fest davon überzeugt, daß der Gouverneur den Preis, der auf des Häuptlings Kopf ausgesetzt war, zurückziehen und Afrikaner begnadigen werde. Voraussetzung aber war, daß der Häuptling überhaupt lebend bis nach Kapstadt kam! Die größten Gefahren lauerten unterwegs. Denn viele Farmer kannten Afrikaner und würden nicht zögern, ihn, sobald sie ihn sahen, niederzukuallen.

„Du mußt dich verkleiden!“ sagte der Missionar. „Am besten wird es sein, wenn du als mein Diener reist. Ich werde dir entsprechende Kleidung geben.“

Auf einen Diener werden die Farmer nicht groß achten.“

Der Häuptling stimmte zu. Er zog alte Lederhosen an und bekam von Moffat ein Oberhemd. Ein alter, verbeulter Hut und eine derbe Wolljacke dazu, und fertig war der „Diener“! Moffats Anzug sah nicht viel besser aus, und da Moffat von der Sonne so braungebrannt war wie ein Eingeborener, war er nur an seinen Gesichtszügen und seiner Sprechweise als Europäer zu erkennen.

Als die beiden im Ochsenwagen losfuhren, konnte man in Vredeburg manch sorgenvolles Gesicht sehen.

„Seid unbesorgt“, tröstete Moffat, „euer Häuptling wird gesund zurückkehren und dann nicht mehr ein Ausgestoßener sein.“

Unterwegs kamen sie an einen wüsten Fleck, wo verkohlte Balken und rauchgeschwärzte Steine herumlagen. Niedergedrückt sagte Afrikaner: „Das war einmal die Missionsstation Warm-Bath. Ich selber brannte sie einst nieder. Viele Menschen verloren an jenem Tage ihr Leben. Sogar die Flüchtigen verfolgte ich noch, um sie niederzumachen.“ Bald darauf trafen sie auf ein schmuckes und reinliches Dörfchen. Aus dem winzigen Schulhaus kam Choralgesang. Ein älterer Eingeborener trat aus der Tür, um sie zu begrüßen. Kaum daß er einen forschenden Blick auf Moffats Diener geworfen hatte, streckte er auch schon seine Hand ihm entgegen und sagte: „Herzlich Willkommen, Bruder Afrikaner! Wir haben uns beide sehr geändert, seit wir uns das letzte Mal sahen.“

„Mynheer“, sagte Afrikaner erschüttert zu Moffat, „dieser Mann floh aus Warm-Bath, als ich die Station niederbrannte. Ich verfolgte ihn und wir kämpften miteinander auf Leben und Tod. Ich hatte mein Gewehr, er aber besaß nur einen Speer. Ich schoß auf ihn und dachte bis zu diesem Augenblick, ich hätte ihn tödlich getroffen.“

„Und ich“, fiel der andere ein, „ich meinte, ich hätte dich damals mit meinem Speer zu Tode verwundet. Doch jetzt, Afrikaner, reich mir deine Hand! Ich habe gehört, daß du Christ geworden bist. Und ich selber bin inzwischen auch ein Gotteskind geworden. Tritt ein und sei ein Gast dessen, der einst dein Feind gewesen ist! Gott sei gedankt, der unsere Seelen gerettet hat!“

Auf der Weiterreise mußten sie einmal an einem einsamen Farmhaus anhalten, um sich frisch mit Wasser zu versehen. Es gab nämlich entlang des Wüstenpfades keine Brunnen. „Wir wollen in die Farm gehen, die dort auf dem Hügel liegt“, sagte Moffat. „Ich bin dem Farmer bekannt. Als ich auf der Herreise hier vorbeikam, nahmen mich die Farmersleute gastfreundlich auf.“ Sie schirrten die Ochsen ab, und dann sagte Moffat mit einem Augenzwinkern zu Afrikaner: „Also los, Boy!“ Und Afrikaner ging lächelnd auf den Scherz ein: „Sehr wohl, mein Herr!“

Sie ließen den Wagen in der Obhut der Hottentotten-Diener, und Moffat machte sich an den Aufstieg zu der Farm, um nach Frischwasser für Mensch und Tier zu fragen. Auf halber Höhe kam

ihm der Farmer entgegen, um den Fremden zu begrüßen. „Guten Morgen, Mynheer!“ rief Moffat und streckte dem Farmer die Hand entgegen.

„Moffat?“ stammelte der Farmer. „Mein Gott, es muß sein Geist sein! Bestimmt ist es so, hörte ich doch, daß Moffat schon vor längerer Zeit von Afrikaner umgebracht sei.“ Er starrte noch immer Moffat ungläubig an. „Jedermann sagt, Sie seien ermordet. Ja, ich traf sogar einen, der Ihre Gebeine gesehen hatte.“

Moffat drückte dem Mann kräftig die Hand: „Na, fühlt sich so ein Geist an?“

„Rasch!“ rief der Farmer. „Dort kommt meine Frau! Und die fürchtet sich sehr vor Gespenstern. Los, verstecken wir uns hinter dem Wagen!“

Beim Wagen fragte der Farmer, und Moffat sah, wie ihm die Hände zitterten: „Wann, wann sind Sie denn vom Tode wieder auferstanden?“

„Mann“, lachte Moffat, „ich sagte Ihnen doch schon: Ich bin kein Gespenst! Afrikaner ist auch kein Mörder, sondern ein Prachtker!“

Der Farmer tippte sich mit dem Finger an die Stirn und meinte mitfühlend: „Mynheer haben doch nicht etwa einen Sonnenstich? Wie könnten Sie sonst so etwas behaupten? Afrikaner ist kein blutiger Mörder mehr? Wenn das wahr wäre, würde ich mit Ihnen gehen, um mich persönlich davon zu überzeugen. Aber es kann ja nicht wahr sein, tötete doch Afrikaner einst meinen Onkel!“

Afrikaner stand während dieses Gesprächs respektvoll, wie es sich für einen Diener gehört, hinter Moffat.

„Wollen Sie wirklich den bekehrten Häuptling sehen?“ fragte Moffat.

„Wenn er jetzt anders geworden ist, gern“, nickte der Farmer.

Moffat trat zur Seite und winkte den Häuptling heran. „Dies ist — Afrikaner!“

Afrikaner zog seinen Hut und grüßte den Mann mit tiefer Verbeugung. Der Farmer stand wie vom Blitz getroffen. Doch dann rief er Frau und Kinder herbei: „Ein Wunder!“ rief er. „Mein Gott, wie groß ist deine Güte!“

„Erzählt es jetzt noch nicht weiter, daß Afrikaner bei mir ist“, bat Moffat, als sie Abschied nahmen.

„Ich möchte nicht, daß seine Feinde ihn aufspüren, bevor wir Kapstadt erreichen.“

Afrikaner wurde immer betrübter, als er auf all den Farmen, die sie berührten, hörte, wie viele Menschen in steter Furcht vor ihm gelebt hatten. Die Farmer sprachen nämlich ganz offen mit Moffat über den Häuptling. Sie ahnten ja nicht, daß der Diener, der schweigend hinter dem Missionar stand, eben jener berüchtigte Afrikaner war. Selbst Lord Somerset, der Gouverneur, wollte Moffats Geschichte kaum glauben, sagte aber schließlich doch zu, den Häuptling zu empfangen. Erst als Afrikaner selber vor ihm stand und von seiner Bekehrung berichtete, schenkte ihm der Gouverneur Glauben. Erstaunt sah er, wie zerlesen des Häuptlings Bibel war.

„Damals, als Sie hier ins Land kamen“, sagte der Gouverneur zu Moffat, „behielt ich Sie acht Mo-

nate hier in Kapstadt. Ich meinte, ich könne es nicht verantworten, Missionare in jenes wilde Grenzgebiet zu lassen. Ich mußte ja befürchten, daß dieser Afrikaner und seinesgleichen Sie umbringen würden! Wie konnte ich auch ahnen, daß ein Missionar das Herz dieser Wilden verwandeln könne. Nun aber habe ich es mit eigenen Augen gesehen. Afrikaner, du sollst nicht länger ein Ausgestoßener sein!“

„Und wie ist es mit dem Preis, der auf meinen Kopf ausgesetzt ist?“ fragte der Häuptling.

„Für dieses Geld werden wir eine bessere Verwendung finden!“ rief der Gouverneur lachend. „Du brauchst ja so manches für dein Volk! Ich werde dir in der Höhe des Kopfpriees Waren und Lebensmittel geben, dazu einen kräftigen Wagen und Ochsen, die dich und alle diese Güter heil zu deinem Stamme bringen.“

Moffat sah der Rückreise beruhigt entgegen. Diesmal würde es nicht nötig sein, den Häuptling in Verkleidung mitreisen zu lassen. Der Gouverneur hatte ihm Verzeihung gewährt, und diese Neuigkeit würde sich wie ein Lauffeuer durch die Grenzfarmen hin ausbreiten.

Doch Moffat war noch für andere Aufgaben auserschen. „Sie sollen das Evangelium auch den Betschuanas bringen“, meinten die Leiter der Mission von Kapland.

„Ich bin von Gott an Häuptling Afrikaner gewiesen“, suchte Moffat einzuwenden.

Aber der Häuptling sagte: „Zwar ist mein Herz schwer, wenn ich ohne dich, Herr, zu den Meinen

zurückkehre, aber wenn die Betschuanas dich nötig haben, dann mußt du halt zu ihnen gehen und auch ihnen den Weg zeigen, der zu Gott führt. Um deine Sachen brauchst du dir keine Sorge zu machen. Ich selber werde deine große Holzkiste mit den Messingschlössern und deinem Namen auf dem Deckel nach Lattakoo mitnehmen. Du wirst sehen, daß nichts fehlen wird!“

Moffat blickte Afrikaner und seinen Leuten nach, wie sie mit dem Wagen, den der Gouverneur ihnen geschenkt hatte, davonzogen. Er selber mußte noch in Kapstadt bleiben, um die Vorbereitungen für die Gründung der neuen Missionsstation in Lattakoo zu treffen. Das waren für Moffat traurige und einsame Tage. Bis zu dem Augenblick, da ein Bote ihm einen Brief aushändigte.

Moffat hatte das Schiff in die Tafelbay einlaufen sehen und sich gefragt, ob es wohl auch für ihn Post an Bord habe. Jetzt brach er das Siegel des Briefes rasch auf, denn der Brief kam von Mary!

Was schrieb sie? „Meine Eltern haben jetzt endgültig zugestimmt, daß ich nach Afrika kommen darf. Ich werde schon mit dem nächsten Schiff reisen, heiraten können wir dann in Kapstadt.“

Schmunzelnd sahen die Leute dem hochgeschossenen jungen Mann nach, der wie wild die Straße zum Pfarrhaus hinunterlief.

„Was ist denn mit dem los? Ist er übergeschnappt? Oder ist jemand krank, daß er zum Arzt rennt?“

„Durchaus nicht“, sagte ein Nachbar. „Das ist doch der Missionar Moffat. Er hat eben die Nachricht erhalten, daß seine Braut demnächst aus England

herkommt. Und nun läuft er zum Pfarrer, um die Hochzeit zu bestellen! Ja, so ist er nun einmal: Was er tut, das tut er sofort und gründlich!“

DER REGENMACHER

„Das hier ist unser neues Heim, Mary“, sagte Mofat. Ihr erstes Zuhause war der Treckwagen gewesen, mit dem sie nach ihrer Hochzeit drei Monate lang unterwegs gewesen waren. Und Mary hatte in dieser langen Zeit den alten Holzkarren richtig lieb gewonnen. Sie blickte sich ein letztes Mal im Wagen um: dort in der Ecke stand das Bett, ein Gestell, das mit geflochtenen Riemen bespannt war; darunter befand sich eine Kiste, in der sie ihre wenigen Kleider aufbewahrt hatte. An der einen Innenseite des Wagens lief ein Bört entlang. Es besaß einen erhöhten Rand, damit die darauf befindlichen Sachen nicht herunterrutschen konnten, wenn der Wagen durch den wilden Busch rumpelte. In einer anderen Ecke stand ein mit Messingreifen beschlagenes Faß für das Trinkwasser, daneben ein anderes, in dem sich das Schießpulver befand. Auf dem Fußboden lag, mit der bunten Haarseite nach oben, ein geschecktes Leopardenfell, und an der Wand hing als Vase ein Büffelhorn. Mary hatte unterwegs gelbe Mimosenblüten gepflückt und in diese Vase gesteckt.

Die Reise im Wagen wäre ihr ein Vergnügen gewesen, wenn nur nicht diese Hitze, der Staub und die Fliegen gewesen wären. Doch nun war die

Reise zu Ende, sie waren in Lattakoo und damit in ihrer neuen Heimat angekommen.

Zwischen den staubigen Dornbüschen standen wohl hundert niedrige Hütten, die wie plattgedrückte Bienenkörbe aussahen. In diesen wohnten die Betschuanas. Die Hütten waren rauchgeschwärzt, und fast alle Leute hatten vom Qualm ihrer Kochfeuer, die im Innern der Hütten brannten, entzündete Augen. Die Männer trugen verfilzte Schafsfelle, und die Frauen hatten ihren Körper mit roter Ockerfarbe beschmiert. Wenn Mary einer von ihnen zu nahe kam, dann färbte das Rot unweigerlich auf ihre Kleider ab.

„Hier hat uns Gott eine große Aufgabe gestellt“, sagte Moffat, und Mary nickte. Ja, sie wollte mit derselben Begeisterung wie Robert hier an die Arbeit gehen.

Bald begannen die Eingeborenentrommeln zu dröhnen. „Das gilt uns, Mary“, sagte Moffat. „König Motibi fordert uns zum Besuch auf.“

Sie schritten durch den Kraal des Häuptlings. Und richtig, vor seiner königlichen Hütte saß auf einem Stuhl schon König Motibi. Über die Schulter hatte er ein Leopardenfell geworfen, um den Leib trug er einen Schal aus herrlichen Straußenfedern, und hinten am Gürtel baumelte ihm ein Leoparden-schwanz. Sein Gesicht und der ganze Körper war mit Ocker rotgefärbt. An seiner Seite stand eine große dicke Frau, das war die Königin Mahuto. Neben sich hatte sie ihren ältesten Sohn Peclo. Er war noch jung, zeigte aber, wie es sich für einen Prinzen gehört, eine stolze Haltung.

Dem König lief, da er trotz der Hitze des Mittsommertages seinen vollen königlichen Schmuck angelegt hatte, der Schweiß in Strömen über das Gesicht.

Vor dem König kniete ein Diener und hielt ihm ein Körbchen mit getrocknetem Kuhmist hin. König Motibi nahm etwas davon und rieb es zwischen den Händen. Nun ging das Körbchen reihum, und Königin Mahuto, Robert und Mary nahmen davon, um, wie die Sitte es verlangte, ihre Hände damit trocken zu wischen.

Dann goß der König aus einem Lederbeutel, der aus Ziegenfell hergestellt war, etwas Sauermilch in eine rotgebrannte Tonschüssel. Nachdem er mit lautem Schmatzen davon getrunken hatte, reichte er die Schale seinen Gästen weiter. Moffat freute sich, daß Mary gute Miene dazu machte, als sie mit dem Trinken an der Reihe war. Um es ihr leichter zu machen, nahm er ihr aber das Gefäß schnell ab. Während er trank, schlürfte er, so laut er nur konnte. Er wußte, was hierzulande als Anstand und gute Sitte galt.

Mahuto trat ganz dicht an Mary heran und begann unglaublich schnell zu reden. „Was will sie denn?“ fragte Moffat den Dolmetscher. „Sie möchte etwas geschenkt haben“, kam die Antwort. Moffat ließ eins der Pakete aus dem Wagen holen, öffnete es und nahm drei Meter leuchtend roten Stoff für die Königin heraus. Vor Freude wiegte sie sich in den Hüften und lachte über beide Ohren. Dann aber schlang sie sich in glücklichem Stolz das Tuch um die Schultern.

„So, nun haben wir unseren Antrittsbesuch hinter uns“, sagte Robert. „Jetzt wollen wir an die Arbeit gehen!“

„Meinst du wirklich, daß Afrikaner all die Sachen, die du ihm anvertraut hast, noch bringen wird?“ fragte Mary. „Du brauchst doch jetzt deine Bücher und dein Werkzeug so dringend. Viele Leute in Kapstadt behaupteten, es sei töricht von dir, ihm zu trauen. Sie meinten, du würdest dein Werkzeug nie wiedersehen.“

„Afrikaner weiß, daß Christen ein Versprechen, das sie einmal gegeben haben, auch halten“, erwiderte Moffat. „Du wirst es sehen: er bringt die Sachen.“

Mary ging zum Missionshaus zurück, das im Innern ein Wohnzimmer und einen Schlafrum enthielt. Auf dem Hofplatz dahinter stand noch eine kleine Hütte, die als Küche dienen sollte. Mit Lachen und lautem Schwatzen folgte ihr ein Haufen Männer und Frauen in das Haus. Eine besonders neugierige Frau ergriff Marys Arm und streifte ihr den Ärmel hoch, um nachzusehen, ob ihre Haut überall so weiß sei. Einige setzten sich unbekümmert auf die Stühle, andere lehnten sich gegen die getünchten Wände und hinterließen auf der weißen Fläche ihre roten Ockerspuren. Erst als sie müde wurden, trollten sie sich, nicht ohne einige von Marys Löffeln und Schmuckstücken mitzunehmen. Als sie endlich gegangen waren, sah Mary entsetzt, wie Wanzen an den Wänden emporliefen und Flöhe munter über den Fußboden sprangen. Sie ging hinaus, um frische Luft zu schnappen. Da

bemerkte sie in einiger Entfernung eine Staubwolke. „Robert, da kommt jemand!“ Moffat war gerade eifrig beim Umgraben, denn er wußte, daß sie Hungers sterben müßten, wenn es ihnen nicht gelang, wenigstens etwas Getreide anzubauen. Gemeinsam beobachteten sie nun, wie die Staubwolke langsam näher kam. „Das kann nur Afrikaner sein!“ rief Moffat erfreut. „Ich wußte doch, daß er uns nicht im Stich lassen würde!“

Des Häuptlings Wagen kam herangerollt, und dann schüttelten sich die beiden Männer die Hände. „Hier bringe ich dir deine Sachen“, sagte der Häuptling. „Überzeuge dich: Es fehlt nichts!“

„Es fehlt wirklich nichts!“ bestätigte Moffat. Afrikaner war übergelukkig, Moffat wiederzusehen. „Weißt du“, sagte er, „ich will auch mein Volk hierher führen. Dann kannst du uns alle mitunterrichten.“

Wie schon früher betete Afrikaner auch jetzt wieder mit ihnen, dann nahm er mit Moffat und Mary das Heilige Abendmahl.

„Gott sei mit dir, mein Bruder!“ sagte Moffat, als der Häuptling wieder Abschied nahm.

Viele Monate später erfuhr Moffat, daß der Häuptling bald, nachdem er sein Heimatdorf erreicht hatte, an einer schweren Krankheit verstorben war. Die Nachricht ging Moffat sehr zu Herzen. Nie würde er nun den Freund in Lattakoo willkommen heißen können.

Müde und abgespannt kam Moffat eines Abends heim. Er brachte Robert Hamilton mit, einen

Missionsbruder, der ein tüchtiger Maurer und Handwerker war.

Mary holte Kerzen herein, die sie selber aus einem Docht und dem ausgelassenen Talg eines Fettschwanzschafes hergestellt hatte. Moffat hatte das Schaf geschlachtet, und Mary hatte es zerlegt. Schmale Fleischstreifen hatte sie zum Trocknen in die Sonne gehängt, damit „Biltong“, Dörrfleisch, daraus würde. Andere Stücke hatte sie in Salzlake eingepökelt. Es war nicht leicht, die Vorräte so aufzubewahren, daß weder die Ameisen noch wilde Tiere darankonnten. Es durfte ja nichts umkommen, sie mußten lange mit diesem einen Schaf ausreichen.

Als sie sich niederließen, um ihre auf offenem Holzfeuer gekochten Hammelrippchen zu essen, sah Mary, daß Robert verärgert war.

„Wir machen hier auch gar keine Fortschritte“, sagte er endlich. „Nur Lügen und Stehlen kennt man hier!“

„Wenn ich wenigstens zu diesen Menschen in ihrer eigenen Sprache reden könnte!“ seufzte er. „Ich bin davon überzeugt, daß der Dolmetscher vieles falsch übersetzt. Gestern sagte ich: ‚Die Rettung der Seele ist eine große Sache.‘ Er übersetzte das in die Betschuanasprache, und die Leute lachten schallend los. Und weshalb? Weil er falsch übersetzt hatte: ‚Die Rettung der Seele ist ein großer Sack!‘“

„Na“, sagte Hamilton, „dann ist es wirklich nicht verwunderlich, daß die Leute lachten.“

„Es wird Zeit, daß ich die Sprache dieser Menschen lerne“, sagte Moffat. „Aber hier gibt es so viel zu

tun, daß man nicht weiß, was man zuerst tun soll.“
„Das Schlimmste ist“, warf Robert Hamilton ein,
„daß es eine große Hungersnot geben wird, wenn
es nicht bald regnet. Fünf Jahre lang ist kein
Tropfen Regen gefallen!“

„König Motibi erzählte mir, er wolle sich den be-
sten Regenmacher des Landes kommen lassen. Er
erwartet ihn schon für morgen.“

Rufen und Gelächter, dann das Geräusch vieler
eiliger Füße —, Moffat lief vor die Tür und hielt
einen der Männer, die da vorbeirannten, an.

„Wir eilen zur Quelle, Mynheer. Der Regenmacher
ist auf dem Anmarsch und hat einen Boten voraus-
geschickt, wir sollten uns alle die Füße waschen,
er könne sonst keinen Regen schaffen!“

Am nächsten Tage traf der Regenmacher in höchst-
eigener Person ein. Er wußte, wie man Eindruck
macht, trug einen gewaltigen Kopfschmuck aus
Straußenfedern und einen Leopardmantel, der
mit Affenschwänzen besetzt war. Zunächst ließ er
sich einige Ziegen und Schafe geben. Tatsächlich
fielen ein paar Tropfen vom Himmel, doch dann
war es wieder vorbei mit dem Regen.

„Ihr habt mir nur Ziegen und Schafe gegeben“,
sagte er. „Damit kann ich natürlich auch bloß einen
kleinen Ziegenregen machen. Gebt mir fette
Schlachtsen, und ich werde euch einen richtigen
Ochsenregen herbeizaubern!“

Doch noch immer wollte es nicht regnen.

Der Regenmacher murmelte Beschwörungen. End-
lich sagte er: „Ihr müßt mir ein Löwenherz heran-

schaffen!“ Die Leute zogen in den Wald, erlegten einen Löwen und brachten ihm dessen Herz. Doch von Regen war noch immer nichts zu spüren.

„Die Wolken sind so schwer!“ entschuldigte sich der Zauberer. „Ein Löwenherz ist noch nicht stark genug, sie zu zwingen. Besorgt mir einen Pavian! Und zwar muß er völlig makellos sein, auch nicht ein Härchen darf ihm fehlen!“

Er kicherte still in sich hinein, weil er wußte, es könne Wochen dauern, bis sie einen solchen fingen. Blutig und zerschunden kehrten die Krieger endlich mit einem Pavian-Baby heim, das sie in den Felsen gefangen hatten.

„Mir zerreißt es das Herz!“ jammerte scheinheilig der Regenmacher. „Seht nur: hier hat es eine Schramme am Ohr, und — ach — am Schwanz fehlen gar zwei Haare! Nein, zum Regenmachen taugt dieses Pavian-Baby nicht.“

Allmählich fingen die Leute nun doch an, ungeduldig zu werden. Warum kam nur kein Regen? Moffat läutete die Glocke zur Abendandacht in der Kapelle. „Das ist die Ursache all des Übels!“ schrie der Regenmacher. „Der weiße Mann verjagt mit seiner Glocke die Regenwolken! Wenn Wolken heraufziehen, schaut der weiße Mann hoch, und die Wolken bekommen Angst und gehen weg.“

Kein Zweifel, es stand schlimm für den Missionar. An diesem Abend las Moffat, bevor sie schlafen gingen, aus der Bibel den Spruch vor: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben.“ Und neugestärkt legten sie sich zum Schlafen nieder.

„Meister Hamilton und ich werden jetzt mit gesenktem Kopf umhergehen“, verkündete Moffat am nächsten Tage den Leuten. „Versteht ihr? Dann werden die Wolken nicht vor unseren weißen Gesichtern oder meinem schwarzen Bart erschrecken.“ Endlich ging den Leuten des Betschuanavolkes die Geduld aus. Sie hatten dem Regenmacher ihre besten Schafe und Rinder gegeben, hatten alle seine Anweisungen ausgeführt, und dennoch wollte es nicht regnen! „Machen wir Schluß mit ihm! Laßt uns ihn umbringen!“

Da trat Moffat in ihren Kreis und bat für das Leben des Regenmachers. „Wie sollte er imstande sein, euch Regen zu schaffen? Das kann nur Gott! Der Alte aber ist auch nur ein Mensch wie wir alle. Und darum sage ich euch: Wenn ihr ihn umbringt, macht ihr euch zu Mördern!“

Ein angesehener älterer Krieger sprang vor und schüttelte wütend seinen Speer. „Unser Volk und unsere Herden kommen um, der Regenmacher aber hat sich auf unsere Kosten reich gemacht! Diesen Speer werde ich ihm ins verräterische Herz rennen! Willst du mich etwa daran hindern?“

„Wenn ihr's fordert, will ich ein Lösegeld für ihn geben“, erwiderte Moffat. „Ein Lösegeld für ihn?“ schrien sie. „Er ist doch dein Feind!“ Moffat aber gab zur Antwort: „Habe ich euch nicht erzählt, daß der Herr Jesus sogar sein Leben gab, um seine Widersacher zu erlösen?“

Verwirrt schwiegen die Leute, ließen aber doch den Regenmacher nun in Ruhe.

Moffat hatte zwar sein Leben gerettet, doch war er damit dem Betschuanavolk nicht nähergekommen. Sie wollten ihm noch immer nicht ihr Vertrauen oder gar ihre Freundschaft schenken.

„Das steht fest“, sagte Moffat, „ich werde erst dann ihr Herz gewinnen, wenn ich ihre Sprache beherrsche.“

„Nie wirst du hier die Zeit finden, ihre Sprache zu lernen“, gab Mary zu bedenken.

„Dann bleibt mir eben nur eins“, antwortete Moffat. „Ich muß für mich allein in einem ihrer Dörfer mitten unter ihnen leben, mich nur mit ihnen unterhalten, hinhören, wie sie reden, und fein säuberlich alle Worte, die ich so lerne, mir aufschreiben. Doch sag, Mary, kann ich dich hier allein lassen?“

Auch Mary mochte nicht gern allein bleiben. Schon jetzt mußte sie sich oft fürchten. Aber sie ließ das Robert nicht merken. Sie glaubte fest daran, daß Gott sie und ihre Kinder beschützen und ihr auch ein tapferes Herz geben werde. Sie hatten jetzt schon zwei kleine Kinder, Mary, die zwei Jahre, und Ann, die noch nicht einmal ein Jahr alt war. Seit Mary, das erste Kind geboren war, nannten die Eingeborenen Robert „Ra-Mary“, das heißt Marys Vater, und seine Frau „Ma-Mary“, Marys Mutter.

DIE RETTUNG EINES KINDES

Endlich hatte Moffat König Motibi dazu bringen können, neues Land urbar zu machen. Ein paar Jahre zuvor hatte Moffat ja die Quelle zu Kuruman kennengelernt. Er wußte, daß dies eine der klarsten Quellen war, die es überhaupt gab. Was sie aber so wertvoll machte, war dies: niemals versiegte sie! Mochten ringsum im Land alle Brunnen austrocknen, im „Auge des Kuruman“ war immer Wasser! Und darum wollte Moffat gerade dort die neue Missionstation errichten.

Er brauchte neue Sämereien und Werkzeuge. Vier Jahre lebte er jetzt schon in der Wildnis, und seine Vorräte waren erschöpft. Darum fuhr er mit seiner Familie im Wagen nach Kapstadt.

Fünf Kinder befanden sich im Wagen: Mary und Ann, Moffats eigene Kinder; dann zwei kleine Buschmannkinder, die Moffat vom Tode errettet hatte, und schließlich noch Peclo, König Motibis Sohn. Es war das erste Mal, daß die Kinder in eine Stadt kamen. Sie hatten noch nie Geschäfte, feste Straßen oder Kutschwagen gesehen, geschweige denn das große Meer!

Als sie wieder heimwärts fuhren, hatten sie Sämereien und Werkzeuge, Nahrungsmittel und Medizin im Wagen. Oh, es gab ja so viel vorzubereiten,

wenn es an die Errichtung der neuen Missionsstation ging. Hamilton, der Baumeister, hieb aus Felsblöcken Bausteine zurecht, um daraus die Kirche und das Missionshaus zu bauen. Moffat aber arbeitete, solange sich die neue Station in Kuruman noch im Bau befand, noch in Lattakoo weiter.

Mary brachte inzwischen Klein-Mary, Ann und den beiden Buschmannkindern das Nähen und Lesen bei. Klein-Mary und Ann sprachen die Betschuanasprache genau so gut wie das Englische. Sie bildeten sich ein, auf der ganzen Welt gäbe es nur eitel Sonnenschein. Regen hatten sie nämlich kaum je gesehen. Wenn einmal ein kurzer Schauer kam, dann gerieten sie vor Freude rein außer sich, ranneten hinaus und ließen sich bis auf die Haut naß-regnen.

Noch immer wurde in Lattakoo gelogen und gestohlen. Manchmal war Moffat deshalb richtig verzweifelt, nur Mary verlor die Hoffnung nicht. Wenn Eingeborenenkinder ins Feuer gefallen waren, sich verbrüht oder die Knie aufgeschunden hatten und nun kamen, um sich von Ma-Mary verbinden zu lassen, dann pflegte sie zu sagen: „Der Tag wird schon noch kommen, wo sie uns ihr Vertrauen schenken und begreifen werden, daß Gott die Liebe ist.“

Wie alle Neuigkeiten, so verbreitete sich auch das, was sich in Lattakoo zutrug, durch den Eingeborenen-Telegraphen ringsum in den andern Dörfern. Manchmal hörte man stundenlang die Trommeln in ganz bestimmten Wirbeln dröhnen. Von irgend-

woher kam dann Antwort aus der Ferne. Mitunter erstiegen die Neger auch den Gipfel eines Hügels und riefen von dort aus ihre Botschaft den andern zu. In der wunderbar klaren Bergluft trug die Stimme ja meilenweit. Auch auf der Jagd begegneten sich die einzelnen Trupps und berichteten einander, was es Neues gab. Ja, es gab so viele Wege, auf denen sich die Ereignisse herumsprachen! Eines Tages brachte ein Mann, der von der Jagd heimkam, eine Neuigkeit mit: „Die Krokodil-Leute, die Bangwaketse, wollen euch besuchen. Sie wollen nämlich wissen, was ihr die Leute hier lehrt. Und sie wollen das selber gern lernen!“

Robert war unentschlossen. „Ich meine, ich sollte zu ihnen gehen, um auch ihnen die Frohe Botschaft vom Herrn Christus zu bringen. Doch ich möchte dich und die Kinder hier nicht gern allein lassen. Hamilton hat in Kuruman zu tun. Du wärst also ganz allein hier bei den Betschuanas.“

„Du mußt trotzdem gehen“, sagte Mary. „Über uns wird Gott seine Hand halten, darum habe ich keine Angst.“

Als er Abschied nahm, blickte sie ihm aber doch in banger Sorge nach. Aber sie ließ es sich nicht anmerken, wie ängstlich sie im Grunde ihres Herzens war. In aller Stille betete sie, Gott möge ihr doch Mut schenken, und dann ging sie an ihr Tagewerk. „Wann kommt Vati wieder?“ fragten die Kinder. „Wir dürfen nicht ungeduldig sein“, antwortete Ma-Mary. „Er wird schon zurückkommen, sobald er dort seine Aufgabe erfüllt hat.“

Sie wußte genau, daß er heimkehren würde, sobald

er auch nur ahnte, daß sie sich ängstigte. Darum schrieb sie ihm einen Brief, in dem sie ihm mitteilte, es gehe ihr und den Kindern wohl und sie wolle nur hoffen, daß er gut auf sich achtgebe.

Sie gab diesen Brief einem eingeborenen Läufer. „Bring das dem Herrn! Und wenn du dich beeilst und mir bald Nachricht von ihm bringst, sollst du eine gute Belohnung bekommen.“

Eifrig rannte der Mann davon. Schon nach zwei Tagen war er wieder zurück. In der Hand hielt er ein Stück blutdurchtränktes Leinen. „Der Herr ist tot! Er wurde erschlagen. Dies hier ist ein Stück von seinem Hemd.“ Und damit streckte er seine Hand aus, um die Belohnung einzuheimsen. Obgleich zu Tode erschrocken, gab ihm Mary Tabak und eine Handvoll Glasperlen. Sie drehte den Fetzen um und um. Ja, das war von Roberts Hemd! Dies da war der Flicker, den sie selber aufgesetzt hatte. Und doch, sie konnte es einfach nicht glauben, daß Robert tot sei!

Eine Woche später stürmten die Kinder herein. „Mutter, eine Staubwolke! Da kommt wer! Ob es Vater ist?“ Mary wagte kaum aufzublicken. Doch dann hörte sie eine kräftige Baßstimme. Es war wirklich Robert!

Noch am gleichen Abend zeigte sie ihm den blutverschmierten Fetzen. „Ah, ich entsinne mich!“ sagte Robert. „Einer der Griquamänner hatte sich in den Finger geschnitten. Ich riß mir dieses Stück vom Hemdärmel, um ihn zu verbinden. Der Läufer muß den Fetzen irgendwie in die Hände bekommen haben und brachte ihn schleunigst zu dir,

um so bald wie möglich seine Belohnung zu bekommen. Nach mir selber zu sehen, war ihm viel zu umständlich. Liebe Mary, wie mußt du dich um mich gesorgt haben!“

Das war ein glücklicher Tag, als Robert Hamilton herübergeritten kam, um zu melden, daß die neue Station in Kuruman nun fertig sei und sie dort einziehen könnten.

Es war ein paar Wochen später. Mary wollte zum Sonntags-Gottesdienst in die Kirche hinübergehen und schloß eben die Tür des neuen Hauses, damit nicht herumstreunende Hühner oder gar das Vieh hereinkönne. Eine eingeborene Dienerin stand neben ihr und sagte mit einem Male: „Da weint ein Baby!“

„Wo denn?“ fragte Ma-Mary.

„Droben am Hang des Hügels“, erwiderte die Frau. „Sie haben es heute früh mitbeerdigt, weil doch seine Mutter gestorben ist.“

„Zeig mir den Platz!“ brauste Mary auf. Sie ließ jetzt Kirche Kirche sein und feuerte die erstaunte Frau zur Eile an. Sie liefen den Hügel hinan und kamen an einen großen Steinhaufen. Jetzt konnte sie ganz deutlich das Wimmern hören. Ein paar andere Frauen hatten sich ihnen unterwegs angeschlossen, um zu sehen, was Ma-Mary wohl vorhabe. Jetzt mußten sie ihr helfen, die Steine beiseite zu räumen. In der Grabkammer lag tatsächlich ein nacktes braunes Baby, ein kleines Mädchen, das kaum fünf Wochen alt sein mochte. Kurz zuvor hatte Mary ein eigenes Baby verloren, einen

kleinen Jungen, der nur fünf Tage am Leben gewesen war. Kein Wunder, daß ihr nun dieses Baby hier doppelt teuer war. Sie riß das kleine Ding, das still vor sich hinwimmerte, an ihr Herz und trug es heim.

Als Robert aus der Kirche kam, noch immer erstaunt, daß Mary nicht im Gottesdienst erschienen war, fand er, daß seine Familie wieder um ein Kind größer geworden war.

„Wie wollen wir sie nennen?“ fragte Mary. „Ich halte Sara für einen schönen Namen.“

„Gut!“ sagte Robert. „Und dazu nehmen wir noch den Namen Roby, zur Erinnerung an den Pfarrer, durch den ich zum Missionar geworden bin.“

So wurde also das fremde Kind auf den Namen „Sara Roby“ getauft und mit zur Missionarsfamilie gerechnet.

FLÖHE UND – TINTE

„Guck mal her, Ann, so mußt du dieses Muster flechten! Lena zeigte es mir, wie man's macht.“

Mary und Ann saßen im Schatten eines Busches vor dem Missionshaus zu Kuruman. Eine Katze lag lang ausgestreckt neben ihnen. Lena, eine Tochter König Motibis, hatte lange Zeit bei ihnen gewohnt, so daß Ma-Mary ihr das Lesen, Nähen und Kochen hatte beibringen können. Lena konnte wunderschöne Körbe aus Binsen und Gras flechten und verstand es auch, sie kunstvoll zu färben. Und das hatte sie natürlich auch Klein-Mary beigebracht.

Die Mädchen blickten auf, als sich das regelmäßige Tapp-Tapp von Ochsenhufen hören ließ. „Das hört sich ja ganz nach unserem Wagen an?“ rief Mary. „Ob das Vater ist, der jetzt zurückkehrt?“

Schon rannten sie dem Wagen entgegen. Doch dann blieben sie erschrocken stehen. „Wer ist denn nur der dreckige alte Kerl?“ fragte Ann. „Der sieht ja aus, als habe er sich noch nie im Leben gewaschen! Und seine Kleider erst! Puh!“

Ihr Hund war hinter ihnen hergelaufen, sprang jetzt auf den Mann zu und stürmisch wedelnd an ihm hoch. „Mein Gott, das ist Vater!“ schrie Mary. Er winkte und rief ihnen einen Gruß in der Betschuanasprache zu.

„Wo hast du nur so lange gesteckt, Vater?“ fragte Mary.

„Erst will ich mich mal waschen, Kinder!“ lachte Moffat. „Und dann geht's ans Erzählen!“ Er wandte sich den Dienern zu und erteilte ihnen seine Anweisungen. Dann ging er in das Haus.

„Hast du's gehört?“ wisperte Mary. „Er spricht jetzt ganz wie ein Eingeborener! Er hat also nicht umsonst in ihren Hütten gelebt, um ihre Sprache zu lernen.“

Bevor sie zu Bett mußten, kletterte Ann auf des Vaters Knie und bettelte: „Erzähl nun, bitte!“

„Es fällt mir tatsächlich schwer, jetzt wieder englisch zu sprechen“, lachte Moffat. „Zehn Wochen lang habe ich nur die Betschuanasprache gesprochen. Wißt ihr, ich lebte in einem Dorf, das mehr als dreihundert Kilometer von hier entfernt liegt. Löwen sahen wir und Giraffen und Nashörner! Ein Nashorn habe ich sogar geschossen, weil wir Fleisch brauchten. Die Eingeborenen waren vor Hunger so ungeduldig, daß sie dem Tier ihre Speere in die dicke Haut stießen, um es möglichst schnell aufzubrechen. Aber das alte Rhinoceros war noch nicht ganz tot. Es kam noch einmal hoch und wühlte den Boden mit seinem Horn auf. Da rannten sie weg, was sie konnten!

Die ganze Zeit über lebte ich in so einem kleinen, bienenkorbähnlichen Häuschen. Auf allen Vieren mußte ich durch die niedrige Eingangsöffnung kriechen. Niemand in dem Dorf hatte auch nur eine Ahnung, was Seife ist. Und selbst wenn es welche

gegeben hätte, so war doch kein Wasser da zum Waschen. Noch nie hatten die Eingeborenen sich oder ihre Kleider gewaschen, und ich konnte es natürlich auch nicht tun.“

„Und zehn Wochen lang hast du das ausgehalten?“ rief Mary entsetzt.

„Zehn Wochen!“ nickte Moffat. „Mutter meint, mein Anzug sei nun nur noch zum Verbrennen gut. Es ist gar nicht daran zu denken, daß sie mein Hemd wieder sauber bekommt. Ja, mit den Fingern mußte ich essen, und — puh! — im Essen schwammen Fliegen! Am schlimmsten aber war es nachts, denn da sind die Insekten besonders stechlustig. Wenn ich dann im Bett lag, ließen sich dicke Spinnen von der Decke herab auf mein Gesicht herunter, und Schnecken krochen mir über die Füße. Kurz und gut, ich lebte ganz wie die Eingeborenen, achtete dabei auf ihre Sprache, fragte dies und das und schrieb mir dann alles auf, was ich so gelernt hatte.“

Er zeigte den Kindern das Buch, in dem er sich die Worte und Redewendungen aufgeschrieben hatte.

„Das sieht ja beinahe aus wie das dicke Grammatikbuch, nach dem Mutter mich unterrichtet hat“, sagte Mary.

„Das wird auch tatsächlich eines Tages ein richtiges Grammatikbuch werden!“ erklärte der Vater. „Es wird die erste Grammatik der Betschuanasprache sein. Und dann kann ich darangehen, auch die Bibel in diese Sprache zu übersetzen, damit die Leute selber die Heilige Schrift lesen können.“

Mutter Mary, die gerade dabei war, die Kleider

der Kinder zu flicken, sah mit leuchtenden Augen auf: „Das wird ein bedeutsamer Tag sein, Robert!“ „Warum sieht denn deine Schrift da so schmutzlig aus, Vati?“ fragte Ann.

„Daran sind die Flöhe schuld!“ antwortete Moffat. „Manchmal war das Papier über und über von ihnen bedeckt. Und sobald ich die Feder in das Tintenfaß tauchte, saßen auch schon die Flöhe darauf, um von der Tinte zu trinken. Und mochte meine Feder noch so schnell über das Papier wandern, die Flöhe folgten ihr genau so hurtig nach, um sogleich die Tinte aufzusaugen. Mitunter konnte ich nachts überhaupt nicht schreiben. Denn sobald ich die Kerze angezündet hatte, flogen Motten und Mücken in solcher Menge in die kleine Flamme, daß sie einfach erlosch.

Immerfort waren die Leute hungrig. Und wenn ich ein Wild geschossen hatte, dann waren sie rein aus dem Häuschen, tanzten und sangen die ganze Nacht. Natürlich versuchte ich auch, ihnen etwas von Gott zu erzählen. Aber sie lachten nur. Sie meinen wohl, Gott sei so etwas wie ein Regenmacher. Doch wenn sie erst selber die Bibel lesen können, dann werden sie ihn schon verstehen.“

Bevor Mary und Ann in den Schlaf sanken, hörten sie noch den Klang der Violine. Vater Moffat spielte auf seiner Geige einen schottischen Choral.

„Es ist doch fein, daß wir Vater wieder daheim haben!“ murmelte Ann.

„Hoffentlich geht er nicht so bald wieder weg!“ setzte Mary hinzu. „Mutter ist doch immer sehr in

Sorge, wenn er fort ist; auch wenn sie's nicht wahrhaben will!“

„Vielleicht bleibt er von nun an immer bei uns?“ sagte Ann schläfrig. „Bei dir und mir, bei Robert, Helen und Mutti!“

DIE WILDEN MATABELE

Eine Zeitlang schien es so, als solle Anns Wunsch in Erfüllung gehen. Vater und Mutter hatten in Kuruman vollauf zu tun. Mutter hielt jetzt für die Dorfkinder Schule und brachte ihnen Lesen und Schreiben, Waschen und Nähen bei. Klein-Mary ging der Mutter schon beim Kerzen- und Seifemachen zur Hand und paßte auch auf die kleinen Babies auf. Robert Moffat fiel es schwer, für die Bibelübersetzung die nötige Zeit zu finden. Er mußte vom Quell her Gräben ziehen, um das Wasser zu den Gärten zu leiten. Er mußte Unterricht erteilen und predigen, die Kranken und Sterbenden besuchen, Zähne ziehen und Streit schlichten, Schuhe flicken, Wagen reparieren und nach den Ochsen schauen.

Ganz langsam begann sich das Leben der Eingeborenen in Kuruman zu ändern. Sechs Männer kamen zu Moffat und baten ihn, er möge ihnen mehr von Jesus erzählen. Eines Tages war es so weit, daß sie sich entschlossen, Jesus nachzufolgen, und Moffat taufte sie, zusammen mit seinem eigenen Baby. „Wenn wir Nachfolger Jesu sein wollen, müssen wir auch sauber sein.“ Und sie hörten auf, sich länger mit Ocker rot anzumalen, und warfen ihre alten dreckigen Schurzfelle ins Feuer. Saubere

Hemden und richtige Hosen wie Moffat wollten sie tragen, und die Frauen wünschten sich baumwollene Kleider.

Mary Moffat war die einzige weiße Frau in Kuruman und mußte jetzt oft ihre Arbeit unterbrechen, um einer Eingeborenen zu zeigen, wie man einen Saum faßt oder einen Ärmel ansetzt. Manchmal sah man auch einen Mann umhergehen, dessen Hose nur ein Bein aufwies, entweder, weil er für das andere noch nicht den Stoff hatte, oder auch, weil seine Frau nicht wußte, wie man zwei Hosenbeine zu einer ganzen Hose zusammensetzt.

„Wir müssen für Ma-Mary eine richtige Schule bauen!“ sagten die neuen Christen. „Sie unterrichtet jetzt unsere Kinder in der brennenden Sonne und ist vor Staub ganz heiser.“ Sie machten sich an die Arbeit, formten Lehmziegel, die sie draußen an der Sonne trocknen ließen, und bauten Ma-Mary ihr erstes Schulhaus.

Eines Tages brachte ein eingeborener Träger eine Kiste ins Missionshaus. Pakete kamen so selten, daß sich sogleich alle Kinder einfanden, um zu sehen, was da wohl drin sei. Mary hob ein Bild aus der Verpackung. „Das ist ein Bild unseres Großvaters“, sagte sie, „und das hier ist die Großmutter.“ Erfreut hängten sie die Bilder an die kahlen Wände des Missionshauses. Als nächstes kam ein in Holzwolle verpackter Silberkelch an. Robert Moffat packte ihn aus und fühlte in der Kiste nach einem Brief. „Wie kommt es nur, daß ausgerechnet heute ein silberner Abendmahlskelch

eintrifft? Auf morgen haben wir unseren allerersten Abendmahlsgottesdienst hier angesetzt. Und gerade im rechten Augenblick kommt dieser Kelch an! Wer konnte es nur wissen, daß wir ihn so gut gebrauchen können?“

„Schon vor Monaten schrieb ich seinethalben nach Haus“, sagte Mary. „Ich wußte, daß wir ihn eines Tages brauchen würden.“

Tiefe Stille lag über der Missionsstation, als am nächsten Tage die jungen Christen mit Robert und Mary ihre allererste Abendmahlsfeier hielten.

Doch kaum war der Gottesdienst vorüber, da pochte es an die Tür. „Ra-Mary, zwei Fremde sind da und wollen dich sprechen“, meldete einer der eingeborenen Diener.

Als Moffat hinaustrat, sah er sich zwei hochgewachsenen Zulu-Kriegern gegenüber. Sie trugen lange Speere und buntbemalte ovale Schilde aus Büffelleder, dazu Schurze aus Affenschwänzen und um den Hals Ketten, die aus Löwenzähnen zusammengesetzt waren. Die Federn ihres Kopfschmuckes wiegten sich im Wind. Hinter ihnen aber standen ihre Diener.

„Wir kommen vom König Msilikasi, der „Löwenklaue“! Msilikasi will wissen, was hier im Lager des weißen Mannes vorgeht.“

„Kommt ihr als Freunde?“ fragte Moffat.

„Als Freunde!“ gaben die Krieger zur Antwort und reichten, um ihre friedliche Absicht zu beweisen, ihre Speere den Dienern.

Häuptling Msilikasi war damals der mächtigste Stammesfürst in ganz Südafrika. In kühnen

Handstreichern und Gefechten hatte er die umliegenden Stämme unterworfen. Und nun wollte er wissen, was in Kuruman los sei.

Die Betschuanas waren nicht schlecht erstaunt, als sie sahen, wie furchtlos Moffat mit den gefürchteten Zulukriegern verkehrte, wie er ihnen sein Warenlager zeigte, in dem tausend Dinge waren, die sie noch nie gesehen hatten, wie er sie in die Tischlerei, die Schmiede und dann durch den üppig blühenden Garten zur Kirche und Schule führte.

„Wir werden dem König berichten, was wir gesehen haben“, sagten die Krieger. „Doch unsere Feinde wissen jetzt, daß wir hier waren, und werden uns unterwegs auflauern. Würdest du wohl mit uns gehen, damit wir sicher heimkommen?“

„Vater ist schon wieder auf Reise“, sagte Ann zu dem kleinen Robert.

„Hätte ich ihn doch begleiten dürfen!“ ließ sich Klein-Mary hören. „Dann könnte ich auch den König Msilikasi und seinen Hofstaat sehen!“

Mary ahnte nicht, daß sie noch ihr halbes Leben im Treckwagen würde zubringen müssen, als Frau des berühmten Forschers und Missionars David Livingstone.

„Ich hätte es lieber gesehen, wenn Vater hiergeblieben wäre“, sagte Ann. „Aber er mußte wohl gehen!“

Tag für Tag kamen Moffat und die Matabelekrieger durch niedergebrannte und rauchgeschwärzte Trümmer von Dörfern, die von Msilikasis Kriegsscharen zerstört worden waren. Sie sahen, wie die

Überlebenden davonflohen, sobald sie nur die gefürchteten Zuluschilde von weitem sahen.

Jeden Sonntag ging Moffat ein Stück vom Lager fort, um in der Stille zu beten. Er dachte an die, die zur selben Stunde in Kuruman zum Gottesdienst zusammenkamen.

„Mynheer macht Sonntag!“ sagten die Zulukrieger und ließen ihn ungestört.

Als sie in der Ferne den Rauch sahen, der von den Lagerfeuern des königlichen Kraals aufstieg, machten die Krieger halt. „Wir müssen erst warten, bis wir die Erlaubnis erhalten, die Königsstadt zu betreten. Dort drüben wohnt Msilikasi, der Himmelsherr, der große Elefant, die Löwenklaue!“

Die Erlaubnis wurde erteilt, und Moffat ritt in den Kraal ein. Auf einem weiten, offenen Platz im Mittelpunkt des Kraals hatten achthundert Krieger Aufstellung genommen. Mit Speeren, Schilden, Federhauben, so standen sie da, völlig bewegungslos. Moffat hatte das Gefühl, als ritte er in einen Kreis von achthundert kupfernen Standbildern. Da war auch nicht der Hauch eines Atems zu hören!

Moffat fühlte, wie ihm das Herz bis an den Hals schlug. Wie würde Msilikasi ihn empfangen? Während er vorwärts ritt, betete er: „Schenke mir, Gott, ein tapferes Herz!“

Die Wache führte ihn bis in den Mittelpunkt des Kreises und forderte ihn dann auf abzusteigen. In dem Augenblick, da er seinen Fuß auf die Erde setzte, kam Leben in die achthundert Standbilder. Es war wie ein einziger wilder Schrei! Und noch

dreihundert Krieger brachen aus dem Buschdickicht hervor. Sie alle senkten ihre Speere und richteten sie auf Moffat. Geduckt rückten sie gegen ihn vor und stießen ihren Kriegsruf aus: „Bayete! Bayete!“

Plötzlich ein scharfes Kommando, und im Augenblick erstarrten die Krieger wieder zu unbeweglichen Statuen. Ihre Reihen teilten sich, und durch die so entstandene Gasse nahte sich eine hochgewachsene, königliche Gestalt, angetan mit einem herrlichen Leopardenfell.

„Msilikasi!“ rief der Anführer der Leibwache und warf sich vor dem König nieder. Ein Wink, der Dolmetscher eilte herbei und warf sich vor dem König auf die Erde. Erst als Msilikasi ihm aufzustehen winkte, richtete er sich wieder empor.

Furchtlos sahen sich Moffat und Msilikasi in die Augen. Der König fühlte, daß er hier einem Gleichgroßen gegenüberstand.

„Mein Herz ist weiß wie Milch“, sagte er. Und Moffat erwiderte: „Und meins ist sanft wie eine Taube.“

„Daß ich lebe, verdanke ich dir, dem Mann eines fremden Volkes“, fuhr der König fort. „Du hast mich beschützt und vor meinen Feinden bewahrt.“

„Ich?“ rief Moffat aus. „Aber Häuptling, ich habe dich doch bis auf diesen Tag noch nie gesehen!“

Der König zeigte auf die Krieger, denen Moffat von Kuruman her sicheres Geleit gegeben hatte.

„Diese beiden sind meine Augen und meine Ohren. Was du an ihnen tatest, hast du mir getan. Ich werde dich Machobane nennen. So hieß mein Va-

ter, und du sollst mir von heute an ein Vater sein!“ In diesem Augenblick hörte Moffat ein wohlvertrautes Geräusch, seine Leute kamen mit dem Ochsenwagen in das Dorf gefahren. Msilikasis Augen wurden vor Erstaunen groß. Er starrte und starrte. „Was ist denn das?“ stieß er hervor. Er sah zum ersten Mal in seinem Leben Räder, die sich drehten. Er packte Moffat am Handgelenk und zog ihn zu dem Wagen hin. Und genau mußte ihm Moffat jetzt erklären, wie ein solches Rad gebaut wurde, die Nabe, die Speichen, die Felge und die eisernen Reifen. Die Ochsen waren inzwischen ausgespannt worden. Doch Msilikasi rief einige seiner Krieger herbei.

„Los, packt die Deichsel an und zieht!“ befahl er. „Ich muß genau sehen, wie diese fremden Dinger sich drehen.“ Er wandte sich an Moffat. „Du mußt es auch meinen Leuten zeigen, wie man solche Räder baut!“

Er überwand alle Bedenken und kletterte auf den Wagen hinauf, auf dieses so fremdartige „Haus auf Rädern“. Er mußte nun doch auch sehen, was da drinnen alles noch war.

Moffat saß dabei, als Msilikasi Gericht hielt. Ein Unterhäuptling, der irgend ein unbedeutendes Stammesgesetz übertreten hatte, wurde vorgeführt.

„Soll sterben!“ entschied Msilikasi, ohne die Miene zu verziehen. Und schon trat ein Krieger vor, ihn zu speeren.

Da fiel Moffat ein: „Laß ihn leben, König!“

Die Krieger erwarteten nichts anderes, als daß nun auch Moffat niedergemacht würde. Doch der König rührte sich nicht.

„Mein Freund hat es gewünscht“, sagte Msilikasi endlich. „Der Mann mag am Leben bleiben!“

„Der Herr des Himmels will den Menschen das Leben schenken“, erklärte Moffat.

„Der Herr des Himmels? Das bin doch ich!“ unterbrach ihn Msilikasi.

„Der wirkliche Herr des Himmels ist auch Herr über dich, Msilikasi!“ antwortete der Missionar.

„Wenn ich dich wieder besuche, werde ich dir ein Buch mitbringen, in dem das alles drinsteht. Dann wirst du verstehen, was ich meine.“

„Jetzt wird ihn ‚Löwenklaue‘ für diese Worte bestimmt töten!“ flüsterten sich die Krieger zu. „Seht nur, dieser Fremde kniet nicht einmal vor dem König, sondern wagt es, aufrecht vor ihm zu stehen!“

Doch die Herzen des Königs und des Missionars hatten sich gefunden. „Ich verstehe dich jetzt noch nicht, Moschete“, sagte der König. „Doch ich denke, du wirst mich noch unterweisen und mir dazu helfen, daß ich dich richtig verstehe.“

„Ich werde bestimmt wiederkommen, Msilikasi!“ versprach Moffat, als er acht Tage später Abschied nahm.

Rumpelnd setzte sich der Wagen in Bewegung. Es war ein weiter Weg zurück nach Kuruman. Der König aber rief Moffat nach: „Immer wirst du mir willkommen sein, Moschete!“

Moschete? Ja, so nannte von nun an der Zulukönig den Missionar, dessen englischen Namen er nicht richtig aussprechen konnte.

IN „LÖWENKLAUES“ KRAAL

Msilikasi machte bald die bittere Erfahrung, daß nicht alle weißen Männer so wie sein Freund Moschete waren. Irgendwelche weißen Buschklepper töteten seine Hirten und trieben das Vieh davon. Da gingen Msilikasis Krieger unter dem schrecklichen Kriegsruf „Bayete“ zum Gegenangriff über. Plötzlich waren die weißen Männer wieder Feinde der Zulus.

Eines Tages traf Dr. Smith, ein Forscher, in Kuruman ein. Er verfügte über sieben Ochsenwagen und hatte zu seinem Schutz eben so viele Soldaten in roten Uniformen bei sich. Er blickte Moffat prüfend ins Gesicht. Moffat hatte, obwohl er schon mit den alltäglichen Arbeiten übergenuß zu tun hatte, noch bis spät in die Nacht hinein an seiner Bibelübersetzung gesessen. Nun hatte er Kopfschmerzen und leichtes Fieber. Er war jetzt immerhin schon achtzehn Jahre in Afrika.

„Ihr gehört nach Hause!“ sagte der Doktor. „Ihr seid ein kranker Mann und müßt mal ausspannen.“

„Ausspannen?“ gab Moffat zurück. „Dazu dürfte gerade jetzt keine Gelegenheit sein. Denn Sie sind im Begriff, sich in große Gefahr zu begeben, Doktor. Msilikasi wird meinen, Sie kämen mit Ihren

Soldaten, um ihn anzugreifen. Da wird nichts anderes übrig bleiben, als daß ich Sie begleite, um Sie zu schützen. Nun, auch eine solche Reise kann für mich eine Erholung sein.“

Drei Wochen waren sie nun schon unterwegs. Wenn sie abends ausspannten, schoben sie die Wagen zu einer Wagenburg zusammen. Wagen an Wagen wurden im Kreis aufgefahren. Mit Hilfe von Lederriemen und Dornzweigen wurde — besonders in den Lücken zwischen den Rädern — ein Verhau gebaut. Menschen und Pferde kamen in das Innere der Wagenburg, die Ochsen wurden draußen angebunden.

Eines Tages kamen sie in ein Gebiet, wo Gras und Busch niedergebrannt waren. „Jetzt sind wir dem Häuptling nahe“, sagte Moffat. „Auf diese Weise schützt er nämlich seinen Kraal. Er brennt Busch und Steppe ab, damit die Angreifer weder Deckung noch Futter für ihre Tiere finden.“

Als es dunkelte, kamen fünf Krieger ans Lager geschlichen. „Msilikasi wünscht Moschete allein zu sprechen“, meldeten sie.

„Ich will hinreiten und ihm sagen, daß ihr meine Freunde seid“, sagte Moffat zu Dr. Smith und den Soldaten.

Am nächsten Morgen sahen die Rotröcke zu, wie Moffat allein davonritt.

„Er ist ein tapferer Bursche“, meinte einer der Soldaten. „Manchmal fand ich ihn etwas verschroben, wenn er uns, weil wir geflucht hatten, ‚elende Stifte‘ nannte. Doch jetzt wünschte ich mir, ich hätte nur halb so viel Mut wie er!“

„Hörtest du, was er gestern abend sang, als wir ausspannten?“ fragte ein anderer.

„Ob ich wandert im finstern Tal,
fürcht ich doch kein Unglücke
in Leid, Verfolgung und Trübsal
in dieser Welte Tücke:
denn du bist bei mir stetiglich,
dein Stab und Stecken trösten mich,
auf dein Wort ich mich lasse.

Auch ich habe dieses Lied vom Guten Hirten als Junge mal gelernt, inzwischen aber längst vergessen. Wißt ihr, Jungs, Moffats geheimnisvolle Stärke liegt in seinem Glauben!“

Als einige Stunden später die Wagen der Forscher in Msilikasis Kraal rollten, sah Dr. Smith zwei Männer beieinander auf einem Leopardenfell sitzen. Sie hatten Fleisch, Wildfrüchte und Milch vor sich stehen, und König Msilikasi hatte seinen rechten Arm um Moffats Schulter gelegt. Ja, er haßte jeden, der in das Gebiet seines Stammes eindrang, aber Moffat war sein Freund.

Nachdem der Forscher mit seinen Begleitern dem König vorgestellt war, hatte Moffat noch andere Neuigkeiten für Msilikasi: Amerikanische Missionare waren unterwegs, um in Msilikasis Stamm Mission zu treiben. Würde der König sie freundlich empfangen?

„Wenn sie Moschetes Freunde sind, dann sind sie auch die meinen!“ sagte der Häuptling. „Ich werde ihnen einen Platz anweisen, wo sie wohnen kön-

nen, und dann sollen sie mein Volk unterrichten.“ Moffat erzählte dem König von der Kirche, die er mit Hamilton und dem Steinmetzen Millen in Kuruman aus großen Quadersteinen erbaue. „Und nun benötigen wir Baumstämme, um das Dachgerüst aufzusetzen. Große Baumstämme, so starke, wie wir sie in Kurumans Umgebung nicht finden.“ „Du kannst dir auf meinem Gebiet solche Bäume aussuchen“, erwiderte Msilikasi, „so viele, wie du brauchst.“

Zwei Monate blieb Moffat im Kraal des Königs, dann machte er sich wieder auf den Heimweg nach Kuruman. Als er auf die amerikanischen Missionare traf, konnte er ihnen berichten, daß man sie in Msilikasis Kraal freundlich aufnehmen werde. Später erfuhr Moffat durch eingeborene Jäger, welcher Wandel sich mit den Matabele, den Zulukriegern Msilikasis, anbahne. Sie gäben sich große Mühe, von den Missionaren zu lernen, wie man ein friedliches Leben führe.

Dann kam ein Tag, an dem erschreckende Ereignisse nach Kuruman gemeldet wurden. Eine Abteilung Buren zog vom Kapland nach Norden herauf. Ihre Absicht war, sich die kriegerischen Matabele, die ihnen den weiteren Vorstoß nach Norden verlegten, vom Halse zu schaffen.

Während über dem Kraal König „Löwenklaues“ friedlich der Rauch der Herdfeuer aufstieg, fiel draußen ein Schuß, dann prasselte lebhaftes Gewehrfeuer. Die Buren waren da! Die Matabelekrieger ergriffen Schild und Lanze und formierten

sich zum Gegenangriff. Ein wahrer Hagel von Kugeln mähte sie nieder.

In der neuen amerikanischen Missionsstation beugte sich gerade der Arzt über das Bett eines fieberkranken Missionars, da fuhr eine Gewehrkugel in die Hütte und schlug ein Loch in die Wand.

Die Buren waren sehr erstaunt, im Zulukraal Weiße zu finden. Sie schleppten sie mit sich fort, weil sie meinten, sie müßten sie vor den Zulus in Sicherheit bringen. Andere Buren machten sich daran, mehr als sechstausend Rinder der Matabele als Siegesbeute davonzutreiben.

Moffat war entsetzt, als er von diesen Ereignissen hörte. „Wo ist der König Löwenklaue?“ fragte er. „Das weiß niemand“, gab man ihm zur Antwort. „Sein Kraal ist zerstört, er selber hat sich in der Wildnis versteckt, und niemand kann sagen, wo!“ Bitter beklagten sich die Zulus: „Die Missionare haben uns gesagt, Christen würden im Frieden miteinander leben und nicht sich gegenseitig todschlagen. Und was geschieht? Weiße Männer, die sich Christen nennen, kommen, stecken unsere Dörfer an, treiben unser Vieh fort und schlagen unsere Brüder tot!“

Moffat fühlte, daß sein Herz nicht mehr mitmachte. Die schwere Arbeit an der selbstgebastelten Druckerpresse hatte ihm den Rest gegeben. Auch mußte jetzt die Übersetzung des Neuen Testaments in die Betschuanasprache auf Fehler durchgesehen werden. Die Britische Bibelgesellschaft

hatte sich bereit erklärt, sie zu drucken, jedoch verlangt, daß Moffat mit seiner Übersetzung nach London kommen solle, um ihnen zu zeigen, wie die Buchstaben der Betschuanasprache aussehen müßten.

Er war jetzt schon zweiundzwanzig Jahre in Afrika. Seine Kinder kannten England und Schottland nicht. Die Ärzte hatten ihm dringend geraten, in die Heimat zurückzukehren, weil er sonst unweigerlich vor Überanstrengung zusammenbrechen würde. Hinzu kam, daß auch die Leitung seiner Missionsgesellschaft ihn drängte, nach London zurückzukommen.

Er wartete noch, bis die neue Kirche in Kuruman eingeweiht wurde. Das geschah im November 1838. Achthundert Eingeborene füllten die Kirche bis auf den letzten Platz, und hundertundfünfzig bereits getaufte Christen nahmen an der Abendmahlsfeier teil.

Erst nach diesem bedeutungsvollen Tag machte sich Moffat an die umfangreichen Vorbereitungsarbeiten für die weite Heimreise. Seine Kinder — es waren jetzt sechs — wollte er mit nach England nehmen. Die Buschmannkinder und Sara Roby sollten in Kuruman bleiben.

Während der Wagenfahrt las Moffat die Zeitungen, die man ihm aus England geschickt hatte. „In England ist es jetzt Mode, glattrasiert zu gehen“, sagte er zu seiner Frau. Und dabei strich er sich durch den langen, dichten Vollbart, an dem König Löwenklaue so großen Gefallen gefunden hatte. Während einer Rast verschwand Moffat hinter den

dichten Büschen. Und als er wieder zum Vorschein kam, da war der Bart verschwunden.

„Seht euch nur Vater an!“ lachten die Kinder. „Er ist kaum wiederzuerkennen, so hat er sich verändert. König Msilikasi würde nicht wissen, daß er seinen alten Freund vor sich hat!“

WIEDER IN DER HEIMAT

„Sieh nur Jack! Das ist ja einer der neuartigen Schlepper. Der wird nicht von Rudern oder Segeln, sondern von einer Dampfmaschine getrieben. Guck mal, wie der schwarze Qualm aus dem Schornstein steigt!“

Es war im Sommer 1839, als das Schiff, das Soldaten von China und die Familie Moffat von Kapstadt heimbrachte, die Themse herauffuhr. Die Reise hatte von Kapstadt aus drei Monate gedauert. Am dritten Tage der Seefahrt war Jim Moffat im Alter von drei Jahren gestorben, genau einen Tag, nachdem seine kleine Schwester zur Welt gekommen war. Jetzt lehnten Mary, Ann, Robert, Helen und Jack an der Reling. Es war ja das erste Mal, daß sie England zu sehen bekamen. Hinter ihnen stand, ihr Baby auf dem Arm, Mutter Moffat. Ihr Vater war inzwischen in England gestorben, doch die Kinder wußten, wie der Großvater ausgesehen hatte. Sein Bild hatte ja in Kurlman an der Wand des Wohnzimmers gehangen. Eine der neomodischen Eisenbahnlinien — es war die Strecke von Manchester nach Liverpool — führte unweit ihres Hauses vorbei. Sie war erst einige Jahre zuvor erbaut worden. Mary und Ann nahmen die kleineren Geschwister mit, um ihnen

das „Dampfroß“ zu zeigen. „Nicht wahr“, sagte Robert, „dagegen fuhr unser alter Treckwagen im Schneckentempo!“

Überall in England wollten die Leute etwas von der Afrika-Mission hören, und Moffat fuhr mit der Postkutsche im Lande hin und her, um auf Missionsfesten zu sprechen. Nach einem solchen Treffen kam ein junger schottischer Medizin-Student zu Moffat. „Ich wollte nach China als Missionar gehen“, sagte er, „aber weil dort gerade Krieg herrscht, werden Ausländer nicht ins Land gelassen. Kann ich mich nun vielleicht bei Ihnen irgendwie nützlich machen?“

Moffat sah ihn lange an. Endlich sagte er: „Afrika braucht Männer wie Sie! Wenn ich an einem klaren Morgen über das Land blickte, dann sah ich oft aus mehr als tausend Dörfern, in denen noch nie ein Missionar war, den Rauch der Herdfeuer aufsteigen. Mann, Sie sollten nach Afrika gehen! Wie ist, bitte, Ihr Name?“

„David Livingstone“, antwortete der Student. Einige Monate später schrieb Frau Moffat an den Baumeister Hamilton, der sich noch immer in Kuruman aufhielt. „Zwei neue Missionare kommen jetzt zu euch. Sie sind beide Schotten, dabei offen und geradeheraus.“

Es handelte sich um William Ross und David Livingstone. Ross war verheiratet, Livingstone noch Junggeselle. Frau Moffat hatte ihm gut zugeredet, gerade ein Missionar brauche doch eine Frau. Aber Livingstone hatte so getan, als wenn er für immer ein Hagestolz bleiben wolle.

Drei Jahre blieben Moffats in England. Moffat erlebte es, wie sein Neues Testament in der Betschuanasprache gedruckt wurde, und schrieb nebenher noch ein Buch über seine Erlebnisse in Südafrika. Sie wohnten in Brixton Hill in London, aber Moffat war beinahe ebensooft unterwegs wie in Afrika. Überall im Land mußte er Vorträge über die Mission halten.

Merkwürdig, als sie mit dem Segler „Fortitude“ den Hafen Gravesend verließen, hatten sie beinahe das Gefühl, nun ginge es wieder nach Hause! Bis Kapstadt dauerte die stürmische Überfahrt zehn Wochen. Von dort fuhren sie mit einem Küstenschoner nach Port Elisabeth. In der Algoabucht wurde das Gepäck auf Ochsenwagen verfrachtet, und damit begann die gemächliche Reise ins Inland.

Den Oranje überquerten sie auf einer Pontonbrücke. Je näher Kuruman rückte, desto aufgeregter wurden sie. „Dort kommt doch jemand angeritten?“ sagte eines Tages Mary. „Wer mag das nur sein? Bis Kuruman sind es ja noch beinahe zweihundert Kilometer!“

„Das ist doch der junge Doktor Livingstone!“ rief Robert.

Tatsächlich, der Doktor war ihnen diese weite Strecke entgegengeritten. „Willkommen!“ rief er. „In Kuruman steht alles wohl.“

Bis Kuruman ritt er neben dem Wagen her. Als sie in Kuruman einfuhren, läuteten die Glocken zu ihrem Empfang. Nun waren sie wieder zu Hause. Die Schulkinder hatten freibekommen, Männer

und Frauen strömten herbei, um die Familie Moffat zu begrüßen. Alle waren nett und freundlich zu ihnen. Auch die Gärten waren gut instand. Mit besonderer Freude aber sah Moffat, daß selbst Männer, die einst verfeindet waren, jetzt Seite an Seite erschienen, um ihm die Hand zu schütteln. Gott hatte sie zu Brüdern gemacht.

Beim Kerzenschein saßen Moffat und Livingstone zusammen, Livingstone berichtete, wie inzwischen die Buren unaufhaltsam vorgedrungen seien. Viele Eingeborenendörfer beständen schon nicht mehr. „Bibel und Pflug gehören in Afrika zusammen!“ sagte Moffat. „Wir müssen beides tun: den Leuten die Bibel lieb machen, damit sie sie lesen und die Liebe Gottes erkennen, und ihnen zeigen, wie man friedlich seinen Acker bestellt. Nur dann werden sie in Frieden miteinander auskommen.“

„Richtig!“ sagte Livingstone. „Und ich will zusehen, daß ich das Meine tue, damit es auf diesem Weg hier vorangeht!“

Als Livingstone zu seiner Missionsstation davorrückte, dachten die Moffats, sie würden ihn so bald nicht wiedersehen. Doch es waren kaum zwei Monate vergangen, da wurde ein blasser, vom Wundfieber geschüttelter Mann in die Missionsstation von Kuruman gebracht. Sein linker Arm hing kraftlos in einer Binde.

„Aber David, was ist denn passiert?“ rief Moffat, der herbeigestürzt kam.

„Keine Sorge“, lächelte Livingstone matt. „Es war nur ein Löwe. Er erwischte mich bei der Schulter.“

Der Arm ist gebrochen. Wenn nicht Mebalwi mir geholfen hätte, wäre ich wohl ein toter Mann. Er schoß auf den Löwen, und der Löwe riß aus. Na ja, die Knochen heilen schon wieder zusammen. — Ein Weilchen, und ich bin wieder auf dem Posten!“

Die ganze Familie Moffat pflegte den Verunglückten, und Livingstone kam wieder zu Kräften. Mary, die ja selbst die Tochter eines Pionier-Missionars war, zeigte sich begeistert, als Livingstone ihr erzählte, wie er sich die Ausbreitung des Evangeliums und die Bekämpfung des Sklavenhandels dächte. Bald war es ihnen beiden klar, daß sie miteinander glücklich werden würden. Als sie heirateten, war das für ganz Kuruman ein Freudentag. In Livingstones Wagen fuhr Mary ihrem neuen Heim entgegen, dem Missionshaus in Mabotsa.

WIEDERSEHEN MIT „LÖWENKLAUE“

Oft mußte Moffat an König „Löwenklaue“ denken. Lebte er noch irgendwo in der Verborgenheit? War es ihm gelungen, die zersprengten Krieger seines Stammes zu sammeln, um erneut sein Reich zu errichten?

Noch immer tobte der Krieg im Lande. Die Livingstones waren nach Kolobeng gezogen. Doch dann kam eines Tages die Nachricht, die Station dort sei von Buren zerstört und niedergebrannt worden.

In Livingstone loderte gerechter Zorn. Er faßte den kühnen Entschluß, quer durch Afrika eine Friedensstraße zu schaffen, eine friedliche Handelsstraße, auf der Weiße wie Schwarze in Frieden reisen könnten, sicher vor Sklavenjägern wie vor plündernden Buren. Kurzentschlossen schickte er seine Frau Mary und die Kinder heim nach England. Er selber aber brach in das noch unerforschte Inland auf. Lange Zeit blieb er verschollen, und oft fragte sich Moffat voller Sorge, ob Livingstone wohl noch am Leben sei.

Schließlich hielt Moffat die Ungewißheit nicht länger aus. Es fügte sich, daß gerade zwei weiße Händler in Kuruman eintrafen und ihn fragten, ob er sie wohl begleiten wolle. Weil noch immer der Krieg tobte, fürchteten sie sich, allein weiter-

zureisen. Sollte er mit ihnen gehen? Konnte nicht auch Kuruman — wie Kolobeng — angegriffen und zerstört werden? Er besprach sich mit Ma-Mary, und sie riet ihm, mit den Händlern zu reisen und dabei nach Livingstone zu suchen.

„Ganz gleich, wo sich David aufhalten mag, auf jeden Fall wird er frischen Proviant benötigen“, sagte sie. „Ich will mich gleich ans Packen machen.“ In eins der Pakete aber legte sie einen Zettel: „Bete! Bete! Bete!“

„Ich muß auch für König Löwenklaue ein Geschenk mitnehmen“, sagte Moffat. Eben in diesem Augenblick kam eins der Kinder angelaufen: „Seht doch nur, wie niedlich die kleinen Kätzchen sind!“ „Kätzchen?“ fragte Moffat. „Jetzt weiß ich, was ich ‚Löwenklaue‘ mitnehme! Ein zahmes Kätzchen hat der Köing noch nicht gesehen.“ Und Mary wie die Kinder pflichteten ihm bei, daß so ein Kätzchen das richtige Geschenk für König Msilikasi sei.

In Schoschong bat Moffat den Häuptling Setschili um landeskundige Führer. Denn er stieß jetzt in eine Gegend vor, in der er noch nie gewesen war. Doch Setschili stellte sich taub. Er fürchtete sich vor den weißen Männern aus dem Süden und vor Msilikasi und seinen Matabelekriegeren auch. Darum verweigerte er Moffat jede Unterstützung.

So mußte Moffat auf eigene Faust in das unerforschte Gebiet vorstoßen. Achtzehn Tage lang rückte er mit den beiden weißen Händlern nur nach dem Kompaß vor. Einen Weg mußten sie sich erst bahnen — durch brusthohes Steppengras und

dichtverwachsenes Dornengestrüpp. Bäume mußten sie fällen, die ihnen im Wege standen, und oft genug blieben die Wagenräder in heimtückischen Löchern stecken.

Dann kamen sie auf kahlgebranntes Land. „Ich müßte mich sehr irren, wenn wir jetzt nicht in Msilikasis Reich gelangt sind“, sagte Moffat.

Einige Tage später erreichten sie tatsächlich den Wohnsitz Msilikasis. Das Dorf war erst zur Hälfte aufgebaut. Der König hatte es nicht sehr eilig damit, Dörfer zu bauen, die dann doch nur wieder von den Buren abgebrannt würden.

Einst hatten tausend Krieger wie kupferne Standbilder vor des Königs Haus bereitgestanden, jetzt waren es nur noch sechzig. Ein Unterhüptling führte Moffat schweigend zu der Hütte und schlug dort einen zerrissenen Vorhang zur Seite. Msilikasi saß dort, einst die Löwenklaue, der große Elefant — jetzt ein kranker Mann! Zusammengesunken kauerte er auf dem Stuhl, mit dickgeschwollenen Beinen, zu schwach, um auch nur aufzustehen.

„Moschete!“ schluchzte er. Dann zog er sich seinen Leopardmantel vor das Gesicht. Niemand sollte sagen können, er habe den König weinen gesehen. Doch die Tränen, die ihm über die Wangen liefen, waren Freudentränen: Moschete, sein Freund Moschete war wieder da!

Moffats Medizin, mehr noch die Freude über das Wiedersehen mit seinem Freunde Moschete ließen Msilikasi langsam genesen. Als es ihm endlich wieder besser ging, berichtete ihm Moffat von seinen

Plänen. „Ich will alles tun, was du erbittest“, sagte der Häuptling.

„Ich will meinen Schwiegersohn Doktor Livingstone suchen“, erwiderte Moffat. „Ich habe alles bei mir, was er braucht: Nahrungsmittel, Kleidung und Medizin. Kannst du wohl Späher aussenden, die nach ihm suchen?“

Doch die Späher kamen niedergeschlagen wieder. „Wir sind bis an das Makolololand vorgedrungen“, berichteten sie. „Aber die Makololo ließen uns nicht weiter, weil sie uns feindlich gesonnen sind. Sie waren auch nicht bereit, an unsere Stelle andere Späher auszuschicken. Immerhin haben wir erfahren können, daß der Doktor durch ihr Land und dann noch weiter gezogen ist.“

„Dann muß ich mich selber aufmachen, nach ihm zu suchen!“ erklärte Moffat.

„Wir wollen zusammen gehen!“ rief Löwenklaue. „Aber Häuptling“, gab Moffat zu bedenken, „du hast gerade eine schwere Krankheit hinter dir! Und außerdem sind die Makololo deine Feinde.“ Doch Msilikasi ließ sich nicht umstimmen. Er rief seine Unterhäuptlinge herbei und ließ die Krieger mit Schilden und Speeren antreten. Die Ochsen wurden vor Moffats Wagen gespannt und die für Livingstone bestimmten Pakete aufgeladen. Dann rumpelte der Zug auf dem Ochsenpfad nach Norden davon, immer auf den Sambesifluß zu.

Dann kam ein Tag, an dem der Häuptling anhalten ließ: „Wir können uns jetzt nicht weiterwagen, Moschete. Denn hier ist mein Reich zu Ende. Dort

weiter lauern drei Feinde auf uns: die Makololo, die Wüste und die bösen Tsetsefliegen!“

Moffat hatte die Vorräte jetzt mehr als tausend Kilometer weit transportiert und war fest entschlossen, sie nun auch wirklich zu Livingstone zu bringen. Mit Zustimmung des Häuptlings vertraute er sie darum einigen besonders zuverlässigen Kriegeren an, die versprachen, die Gepäcklasten bis an den Sambesifluß zu bringen. Diese schafften sie auch richtig bis an das Ufer des Stromes und legten sie dort nieder. Den Grenzposten der Makololo, die sie auf einer im Strom gelegenen Insel sahen, riefen sie zu: „Das ist für Monare, den Doktor!“ Und tatsächlich, als Livingstone ein Jahr später halbtot auf seinem Rückmarsch den Grenzposten erreichte, da fand er die Vorräte unversehrt!

Moffat und König Msilikasi sahen sich noch einmal: Die Missionsgesellschaft hatte beschlossen, zwei Missionarsgruppen auszusenden, eine zu den Matabele „Löwenklaues“, die andere zu deren Feinden, den Makololo. Diese beiden feindlichen Stämme sollten dazu gebracht werden, Freundschaft miteinander zu schließen. Moffat bekam, weil er das Land seit vielen Jahren kannte und außerdem Msilikasis Freund war, den Auftrag, die Gruppe, die bei den Matabele wirken sollte, dorthin zu führen. Und einer dieser jungen Missionare war sein eigener Sohn John.

Msilikasi hatte zwar Moffat herzlich lieb, wünschte es aber durchaus nicht, daß sich andere weiße Leute unter seinem Volk ansiedelten. Er hatte es ja aus

bitterer Erfahrung gelernt, allen, die Hüte trugen, zu mißtrauen. Er befürchtete, daß, wenn er die Missionare bei sich duldete, wieder weiße Soldaten kommen könnten, um ihn aus seinem Lande zu vertreiben.

Es dauerte Wochen, bis Moffat den Häuptling dazu bringen konnte, den Missionaren freie Arbeit zu gewähren. Doch schließlich trugen seine Zähigkeit und mehr noch seine heißen Gebete den Sieg davon. Die Missionare durften bei den Matabele bleiben.

„Du wirst meine Brüder beschützen?“ fragte Moffat.

Der Häuptling antwortete: „Deine Freunde werden sicher unter meinem Volke wohnen. Mein Herz ist eitel Milch!“

„Dann lebe wohl, mein Freund!“ sagte Moffat.

„Der Friede Gottes sei mit dir und den Deinen!“

Der König und Moffat sahen sich nicht wieder, doch Msilikasi hielt sein Versprechen, und sein Stamm mit ihm. Robert Moffats kleiner Enkel war das erste weiße Baby, das im Matabeleland, das heute Rhodesia heißt, geboren wurde.

DIE LETZTE FAHRT

Es war im April 1874. In dichten Scharen strömten schwargekleidete Menschen in die althrwürdige Westminster-Abtei. „Wer ist wohl der hochgewachsene alte Herr mit dem schlohweißen Bart?“ fragte einer.

„Robert Moffat. Erinnern Sie sich nicht, wie er vor Jahren hier predigte und von seiner Arbeit in Kuruman berichtete?“

„Ach ja“, sagte der andere. „Jetzt fällt es mir wieder ein. Doch heute ist für ihn ein Trauertag, weil ja sein Schwiegersohn beigesetzt wird.“

Langsam wurde der Sarg mit dem Leichnam Livingstones in die Kirche getragen und in die Gruft hinabgelassen, ganz dicht an der Stelle, wo sich heute das Grab des Unbekannten Soldaten befindet.

Moffat war jetzt achtundsiebzig Jahre alt. Er stand nun ganz allein, denn auch Ma-Mary war längst tot. Man hatte ihn von Kuruman in die Heimat gerufen, damit er sich den Neudruck seiner Betschuanabibel ansähe. Er war zu alt nun, um abermals nach Afrika zu gehen, aber noch immer reiste er in England umher, um den Leuten von der Arbeit auf dem Missionsfeld zu berichten.

Die Stadt London gab ihm zu Ehren ein großes

Festessen im Rathaus. Der Bürgermeister stellte ihn als einen Mann vor, der nicht nur ein großer Missionar sei, sondern auch einer, der sich auf den Diamantenfeldern Südafrikas auskenne.

Moffat erhob sich, um zu danken. „Über die Diamantenfelder kann ich Ihnen allerdings nur wenig erzählen“, sagte er. „Als ich nach Afrika ging, da tat ich es, um Diamanten ganz anderer Art zu suchen. Die eingeborenen Heiden suchte ich, um aus ihren Herzen Diamanten zu machen, die in der Krone unseres Herrn Jesus als Juwelle leuchten!“

Im Jahre 1882 fand im Kristallpalast in London eine Elektrizitäts-Ausstellung statt. Wie viele andere Londoner ging auch Moffat hin, um diese neue Erfindung, die Licht und Strom schenkt, zu bewundern. Plötzlich trat ein Afrikaner auf ihn zu. Der Angestellte, der ihn begleitete, sagte: „Dies ist Herr Ketschwajo. Er kann leider kein Wort Englisch, doch vielleicht können Sie, Herr Moffat, sich mit ihm verständigen?“

Sofort sprach Moffat ihn auf Betschuana an: „Kennst du König Msilikasi?“

Ein glückliches Lächeln breitete sich über Ketschwajos Gesicht: „Natürlich, ich habe in seiner Leibwache gedient! Und du — ah, jetzt weiß ich's — du bist sein Freund Moschete!“

„Der bin ich allerdings!“ nickte Moffat und freute sich, daß er nach so langer Zeit wieder einmal seinen alten Matabelenamen hörte.

„Oh Moschete“, sagte der Schwarze, „dies ist ein glücklicher Tag für mich. Mein Herz ist eitel Milch!“

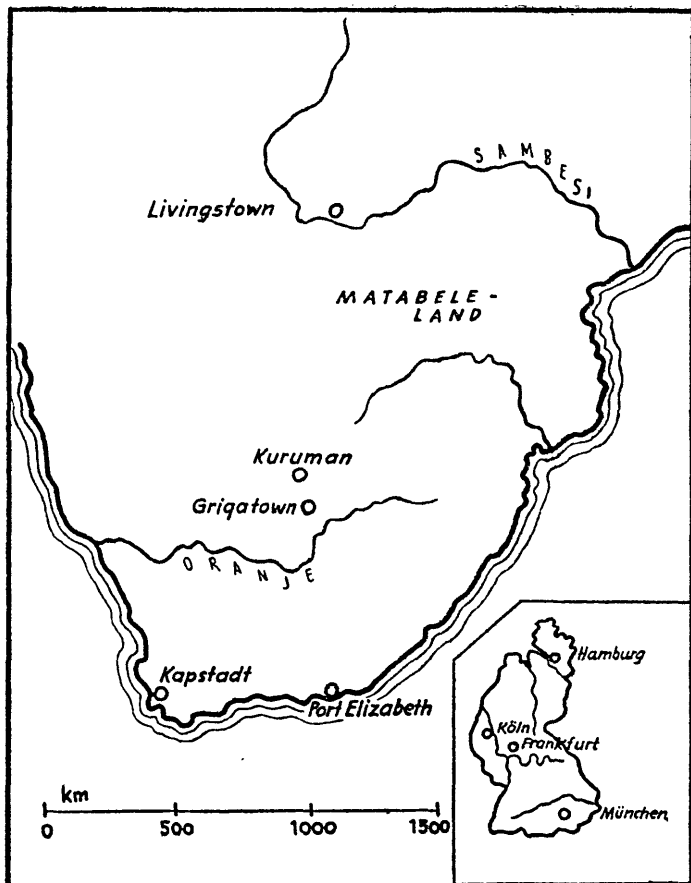
Im Jahr darauf starb Robert Moffat im gesegneten Alter von siebenundachtzig Jahren.

Im Bibelhaus zu London, wo Moffats Betschuana-bibel einst druckfertig gemacht worden war, befindet sich ein Fenster mit Glasmalereien, auf dem viele berühmten Bibelübersetzer verewigt sind. Tindale, Luther und Carey sind dort zu sehen — und Robert Moffat!

Auf dem Mangwe-Paß in Süd-Rhodesien befindet sich ein Denkmal von ganz anderer Art. Wirklichkeitsgetreu sind da ein altertümlicher Treckwagen, ein Hund sowie ein hochgestiefler und ein barfüßiger Mann dargestellt. Und darunter steht die Inschrift:

„Vor hundert Jahren überschritten die ersten Missionare, Jäger und Händler zäh und entschlossen diesen Paß. Ehre sei ihrem Andenken!“

Die allerersten, die diesen Paß bezwangen, waren der Händler Sam Edwards und Robert Moffat, der Freund der Häuptlinge.



SÜDAFRIKA.

*daneben zum Vergleich die
Bundesrepublik im gleichen
Maßstab.*

„HELDEN DES GLAUBENS“

herausgegeben von Alfred Salomon

Band 1: Iris Clinton

FREUND DER HAUPTLINGS

Die Geschichte Robert Moffats

Band 2: Donald Mc Farlan

DIE WEISSE KÖNIGIN

Die Geschichte Mary Slessors

Band 3: Alfred Salomon

DER RAUHREITER GOTTES

Die Geschichte John Wesleys

Die Reihe wird fortgesetzt

CHRISTLICHE VERLAGSANSTALT KONSTANZ

„HELDEN DES GLAUBENS“

herausgegeben

von Alfred Salomon

Band 1: Iris Clinton

FREUND

DER HAUPTLINGE

Die Geschichte Robert Moffats

Band 2: Donald Mac Farlan

Die WEISSE KÖNIGIN

Die Geschichte Mary Slessors

Band 3: Alfred Salomon

DER

RAUHREITER GOTTES

Die Geschichte John Wesleys

Die Reihe wird fortgesetzt

Christliche Verlagsanstalt

Konstanz

